

Monatshefte

für deutsche Sprache und Pädagogik.

(Früher: Pädagogische Monatshefte.)

A MONTHLY

DEVOTED TO THE STUDY OF GERMAN AND PEDAGOGY.

Organ des

Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes

Jahrgang XV.

Januar 1914.

Heft 1.

(Offiziell.)

Mitteilungen des Bundesvorstandes.

Der Bundesvorstand erlaubt sich, den Mitgliedern über seine bisherige Tätigkeit den folgenden Bericht zu unterbreiten:

Die auf der Tagung zu Toledo, O., beschlossene Einladung an die deutschländische Lehrerschaft zur Erwidernng des Besuches des Lehrerbundes in Amerika im Sommer 1915 ist dem Vorstände des Deutschen Lehrervereins zugegangen. Die Annahme oder Ablehnung der Einladung hängt von der Stärke der Anmeldungen und dem Beschlusse der am Pfingsten tagenden deutschen Lehrerschaft ab. In der Dezemberrnummer der Monatshefte ist das Antwortschreiben bereits abgedruckt.

Zum Zwecke der Vergrößerung der Mitgliederzahl und der inneren Festigung des Bundes wurde mit dem hier abgedruckten Aufruf an das Standesbewusstsein der Lehrerschaft appelliert:

Milwaukee, 1. November 1913.

An die verehrl. Lehrerinnen und Lehrer
im Unterricht des Deutschen.

Wir leben in einer Zeit der Berufsorganisationen. Nicht nur Handwerker schliessen sich zu grossen Vereinigungen zusammen, auch Beamte, Gelehrte und Lehrer.

Je stärker an Mitgliedern und je festgefügt diese Verbände sind, desto nachhaltiger können sie auf die Verbesserung der Berufsarbeit, auf

die Achtung und das Ansehen ihres Standes und auf günstigere Gestaltung ihrer Existenzverhältnisse einwirken.

Am wenigsten ist bis jetzt für die deutsche Lehrerschaft getan worden, und daran sind wir selber schuld. Die Teilnehmer an der Deutschlandreise des Lehrerbundes im Sommer 1912 haben mit Staunen gesehen, welche geachtete Stellung sich der Lehrer in Deutschland errungen hat, wie durch gute Gehälter und Pensionen für ihn gesorgt wird, und wie er in viel weitgehenderer Weise als in Amerika an der Weiterentwicklung seines besonderen Lehrfaches arbeitet.

Der Lehrerbund sieht seine vornehmste Aufgabe darin, dass er ähnlich wünschenswerte Verhältnisse für alle Lehrer des Deutschen in Amerika herbeizuführen sucht, und appelliert hiermit an die Selbstachtung aller Kolleginnen und Kollegen an öffentlichen und privaten Schulen, an Elementar-, High- und Normalschulen, an Colleges und Universitäten, diese Bestrebungen durch Anschluss an den Lehrerbund zu unterstützen.

Zum Lehrerbund gehören nicht nur Deutschamerikaner; es ist eine Berufsgemeinschaft, die alle zusammenschliessen will, die Interesse am Deutschunterricht haben, ohne Ansehen ihrer Abstammung.

Der Bund unterhält ein Lehrerseminar in Milwaukee, das seit seiner Gründung im Jahre 1878 die allerbesten Resultate auf dem Gebiete der deutschen Speziallehrerbildung erzielt hat. Erst kürzlich hat ein Bulletin des U. S. Bureau of Education in Washington, D. C., der Anstalt das höchste Lob gezollt.

Die offizielle Monatsschrift des Bundes „Monatshefte für deutsche Sprache und Pädagogik“ ist anerkannt die beste Fachzeitschrift in Amerika und hat seit ihrem Erscheinen 1899 mehr gediegene fachwissenschaftliche Arbeiten gebracht als alle anderen zusammengenommen. Für den Bezug der Monatshefte werden jetzt noch \$1.50 extra erhoben; wir hoffen aber bei einer grösseren Mitgliederzahl des Lehrerbundes den Preis bedeutend ermässigen zu können.

Einmal im Jahre, gewöhnlich Ende Juni, veranstaltet der Bund den Lehrertag, der 1910 in Cleveland, 1911 in Buffalo, 1912 in Berlin, Deutschland, 1913 in Toledo, O., abgehalten wurde. Die Tagung findet im kommenden Jahre in Chicago statt. Die Besucher haben von den Lehrertagen stets reichliche Anregung, Begeisterung und Wissen mitgenommen. Allein so beifällig sie sich auch über den Lehrerbund und seine Bestrebungen aussprachen, so war doch die Beteiligung an der Tagung und die Anteilnahme der Lehrerschaft während des Schuljahres bei weitem nicht so gut, wie dies von den annähernd 20,000 Lehrern des Deutschen in den Vereinigten Staaten zu erwarten wäre.

Was wären 20,000 Mitglieder zu leisten imstande allein für den Deutschunterricht! Nun hat der Bund an die Lehrer in Deutschland eine Einladung erlassen, seinen Besuch gelegentlich der Weltausstellung in San Francisco im Jahre 1915 in Amerika zu erwidern. Bis dahin sollten alle Anstrengungen gemacht werden, dass die deutschländischen Kolleginnen und Kollegen einen solchen Eindruck von den Verhältnissen des Deutschunterrichts und seiner Lehrerschaft empfangen, wie es der Würde unseres Standes angemessen ist. Dies kann nur dadurch erreicht werden, dass alle sich ihrer Pflicht erinnern und sich eifrig an der gemeinsamen Sache beteiligen.

Wir laden Sie nun hiermit ein, dem Lehrerbund als Mitglied beizutreten. Der Beitrag beläuft sich auf \$2.00 das Jahr und ist so gering, dass ein jeder mehr als reichlichen Ersatz aus der damit ermöglichten Förderung unseres Berufes gewinnen kann. Standespflicht und Standesehre sollten uns dieses kleine jährliche Opfer, wie andere Berufsgenossenschaften, freudig für die gemeinsame Sache darbringen lassen.

Anmeldungen, bitten wir, unter Beifügung von \$2.00 an einen der unterzeichneten Beamten einzusenden.

Hochachtungsvoll grüssend

Leo Stern, Präsident.

Karl Engelmann, Schatzmeister.

G. J. Lenz, Sekretär.

Der Aufruf ging an nicht weniger als 5,000 Lehrerinnen und Lehrer, die dem Bunde noch nicht angehören. Da in Berufsfragen die Lehrerschaft hierzulande langsam und bedächtig handelt, liegt ein abgeschlossenes Ergebnis noch nicht vor. Wir hoffen, dass der Abdruck des Aufrufes die Säumigen zum Handeln veranlassen wird. Auch um mündliche Weiterverbreitung der Bestrebungen des Bundes ersuchen wir hiermit. Die Leiter des deutschen Unterrichts und die Oberlehrer sollten es sich zur Pflicht machen, jeweils in ihren Schulen die jüngeren Kräfte der Organisation zuzuführen, denn nicht zum wenigsten bedeutet der Beitritt zum Lehrerbund einen schätzenswerten Schritt zur beruflichen Weiterbildung, und dies gerade wird ja von den Schulbehörden erwartet.

Unserem Versprechen gemäss, schon im Januar einen Programm-entwurf für den Lehrertag in Chicago vorzulegen, setzte die Vorstandssitzung vom 23. Dezember 1913, zu der auch Herr Martin Schmidhofer, Vizepräsident des Lehrerbundes, aus Chicago erschienen war, die hier angeführten Vorträge fest:

Oswald Roeseler, Austauschlehrer am Nat. Deutschamer. Lehrerseminar in Milwaukee, Wis.

„Die berufliche, gesellschaftliche und kollegiale Stellung des Lehrers in Deutschland.“

Dr. C. A. Krause, Jamaica High School, New York.

„Bisherige Resultate mit der direkten Methode in amerikanischen High Schools.“

Moses Meier, Chicago,

„Anschauungsmittel beim deutschen Unterricht.“

Oskar Burckhardt, Marquette College, Milwaukee, Wis.

„Bühne und Schule.“

— — „Der Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte an der High School.“

— — „Deutschamerikanische Geschichte im Elementarunterricht.“

Die Verteilung der einzelnen Vorträge über die verschiedenen Tage behalten wir uns noch vor. Es sei indessen schon hier bemerkt, dass auf der Chicagoer Tagung an einem Tage der Versuch mit parallelen Abteilungssitzungen gemacht werden soll, d. h. je ein Vortrag, der hauptsäch-

lich die Lehrer der High Schools interessiert, wird zu gleicher Zeit mit einem anderen, der besonders die Elementarlehrer angeht, gehalten werden.

Herr Schmidhofer berichtete, dass auch in Chicago selbst die Vorarbeiten für die Tagung gedeihlich vorwärts schreiten. Sowohl die Räume der Chicagoer Universität wie das geschmackvolle Haus des Germania Club werden dem Bunde zur Verfügung stehen. Unterkommen bietet vor allem das „Hotel La Salle“ für \$1.50 (Zimmer ohne Bad) und \$2.00 (mit Bad). Schon in der nächsten Nummer werden wir darüber mehr berichten.

Die Tagung selbst soll am Abend des 30. Juni 1914 mit einer öffentlichen Sitzung beginnen. Der unterzeichnete Präsident wird bei dieser Veranlassung über das Thema „Der Lehrer des Deutschen und das Deutschamerikanertum mit ihren gegenseitigen Verpflichtungen“ sprechen. Die unterhaltenden Nummern des Programms werden später bekannt gemacht; wir haben indessen die Mitglieder schon jetzt an die Sache erinnert, weil wir glauben, dass ein Unternehmen um so grösseren Erfolg bringt, je längere Zeit gewährt wird, sich mit der Idee der Beteiligung zu befreunden, sich mit den zur Besprechung kommenden Vorträgen in den Vereinen zu beschäftigen und in weiteren Kreisen Propaganda zu machen.

Nationaler Deutschamerikanischer Lehrerbund:

Leo Stern, Präs.

G. J. Lenz, Sekr.

Unser deutscher Hort.

Ein Mahnwort zum Neuen Jahre.

Von **Professor Clara L. Nicolay, Ph. D.**, Queen's College, Charlotte, N. C.

Blicken wir zurück um hundert Jahre, als das Jahr 14 im neuen Jahrhundert anbrach, so sehen wir die Sonne der neuen Aera einer blutigen Morgenröte entsteigen. — Eine Zeit wunderbarer Begeisterung war dahingerollt über die deutschen Gauen, und gleich einer mächtigen Meereswoge hatte sie weggeschwemmt, was klein und gemein gewesen. Götter kamen in goldnen Barken und brachten reiche Ladung: Vaterlandsliebe, heiligen Zorn, Opferwilligkeit auch des liebsten und letzten! Die grosse Tat war getan, die grosse Schlacht war geschlagen! Trauer herrschte an vielen verwaisten Herden, von denen Gatte, Vater, Sohn und Bruder hinausgezogen war, um das Joch des fränkischen Tyrannen brechen zu hel-

fen. — Armut und Dürftigkeit walteten nun mit kärglicher Hand, wo sonst frohe Fülle an gastfreier Tafel gesessen. Willig hatte ein jeglicher geopfert, was er besass, hatte „Gold für Eisen“ gegeben. Gleich dem eisernen Trauring, den das Vaterland seinen Töchtern für ihre schimmernden Goldreifen gegeben hatte, umspannte ein eiserner Ring Städte, Häuser und Herzen. — Die eine grosse Schlacht hatte das Schicksal Europas noch nicht entschieden; die fast abergläubische Furcht, welche Napoleon einflösste, liess ihm, dem nun an den Felsen gefesselten Titanen, eine übermenschliche Gewalt; ein jeder wusste, viel Schweres würde noch kommen in naher Zukunft, viel Blut musste noch fliessen, harte Opfer mussten noch gebracht werden.

Und die bange Zukunft ward zu wilder, kämpfender Gegenwart, sank dann ins Meer der Vergangenheit. — Ihre grossen Züge stehen auf den ehernen Tafeln der Geschichte; aber des einzelnen Sorge und Not, Hoffen und Bangen ward dahingespült, nur hier und da gerettet durch mündliche oder schriftliche Überlieferung; die Sage kommt und füllt schmeichlerisch manche Lücken. Es ist gut, wenn wir manchmal ihr Rankengewebe beiseite schieben und die rauhen Umrisse des Riesenbaues betrachten, der auf den Leichen der besten unsrer Väter aufgetürmt ist. Wir hören nicht nur die Triumphlieder und Siegesfanfaren, sondern auch das Weinen der Witwen und Waisen, die Klagen der Krüppel, das Murren der Verarmten, ja, die Zornesausbrüche eines Volkes, das sein Alles dahingegeben hatte, dessen Knaben in einer Nacht zu Männern, dessen Männer zu Helden gereift waren! Noch nicht zehn Jahre waren verflossen, und die Fürsten, um welche das Volk sich mannhaft geschart hatte im Augenblicke der höchsten Not, begannen auf ihren Thronen zu zittern, dass dasselbe Volk, dem sie ihre Herrscherwürde neu verdankten, nun auch einen Funken Freiheit heischen möchte. Und es gab wohl übereifrige Frager! Der Enthusiasmus, welcher im Heiligen Kriege aufgelodert war *durch* ganz Deutschland, brach wieder in helle Flammen aus *für* ein einiges Deutschland. — Aber ach! Männerstolz hatte noch keinen Platz vor Königsthronen, und die Kerker füllten sich mit der besten Jugendkraft — den edelsten Geistern des Volkes! — Mit den Fackeln des Wartburgfestes verlöschten die geistigen Leuchten des Landes auf lange Zeit. — Manch hochstrebender Geist ward auch eingefangen, an ein Ämtchen gefesselt, und ein biederer Philister grossgezogen, der dauernd das Haupt schüttelte ob der eignen früheren Vermessenheit, kritiklos den Befehlen hoher Obrigkeit nachkam und gefährlichen Neuerern nach Kräften das Handwerk legte.

Ja, die gefährlichen Neuerer!

Fast ein halbes Jahrhundert war verflossen, seit der grösste deutsche Prophet seinen Mitbürgern eine, ach, erträumte Epoche geschildert hatte, in der der Mensch schön dastand

„frei durch Vernunft, stark durch Gesetze“.

Von der Freiheit durch Vernunft aber wollten die Herren am grünen Tisch nichts hören! Gesetze, ja! Verfügungen, Verordnungen, Erlasse, die aus jedem Dorfpolizisten einen Duodeztyrannen machten! Aber das freie Wort, die freie Presse, Lehrfreiheit vom Katheder bis zur Volksschule — das war der Schrecken des Schreckens!

Man sah schon am Horizont die Brandfackel des Bürgerkrieges, und manch wackerer Spiessbürger ward noch weisser als seine Schlafmütze, und überlegte ernstlich, ob es nicht besser sei, das bisschen aus der Franzosenzeit gerettete Silber im Keller zu vergraben? Die guten Berliner zitterten, es möchte auf dem Neuen Markte, da wo in guter alter Zeit der Galgen gestanden, eine Guillotine errichtet werden! Selbst die besten Kreise, die „schönen Geister und schönen Seelen“, klammerten sich ängstlich an künstliche Ideale, knieten vor selbsterrichteten Schreinen. — Die Kritiken des Hoftheaters, lang ausgespinnene, etwas schlüpfrige Romane, eine feine, vergeistigte, sehnsuchtsvolle, doch äusserst gehaltene Lyrik, das sind die Zeichen dieser Zeit,

„die so drückend und so peinlich
alles Leben eingeschneit“ —

Von Paris, wohin man ihn — recht unnützerweise — verbannt hatte, sandte Heinrich Heine, der „ungezogene Liebling der Grazien“, seine halb leidenschaftlichen, halb ironischen Klagelaute; und Eduard Gans, der von Seiner Exzellenz dem Kultusminister von Savigny vom Juden- zum Christentum bekehrte Hegelianer, — dies unter Anwendung „gelinder Presion“ — las in Berliner Geheimratskreisen mit sonorer Stimme:

„Sie hatten das Brot mir vergiftet
und Gift mir gegossen ins Glas—“

Es gab manch einen, der dasselbe sagen konnte, und mit besserem Recht! — Dessen hartes Brot ihm noch dazu im Kerker gereicht ward, weil er wider die hohe Obrigkeit gesprochen oder geschrieben hatte.—

Wie die Zensur und Polizeiaufsicht für alle Betätigungen des bürgerlichen, so herrschte der schönste Gamaschendienst im militärischen Leben. Aus jener „vormärzlichen“ Epoche datieren die kläglichen Gestalten des im Dienste einer kleinen Garnison ergrauten, bei jedem Avancement übergangenen Leutnants, der Geheimräte vierter und fünfter Klasse, die von ihrem bettelhaften Gehalt „repräsentieren“ mussten; der armen, alten, vergrämten, versauerten Fräulein, denen nichts geblieben war, als ihr Standesbewusstsein, weil man dies nicht hatte auch zu Gelde machen kön-

nen, um den Herren Brüdern beim Regiment oder am Kammergericht ihre Karriere zu erleichtern!

Dann kam mit einem Male der Märzwind und fegte wie mit eisernem Besen über das Land. Viel ward durcheinander gewirbelt; nicht nur Altes und Vermorschtes, nein auch manches Gute und Ehrwürdige ward auf den Kehrlichthausen geworfen.

Die neue Zeit war gekommen; die aber, welche sie eingeleitet hatten, deren Schweiss und Blut für sie vergossen, mussten fliehen bei Nacht und Nebel, weit übers Meer, zur neuen Heimat, und solcher, die nicht flohen, wartete schwere Kerkerhaft, ja das Beil des Henkers, und doch waren unter ihnen die besten der Nation.

Die neue Heimat jenseits des Meeres! Wohl konnte man sich freuen, als die Ankömmlinge in langem Zuge eintrafen, denn es war nicht leichtes, wanderndes Volk, das heute hier, morgen da seine Zelte aufschlägt, es waren brave, fleissige, ehrenfeste Bürger, es waren tiefe Denker, es waren vor allem treue Patrioten, die mit schwerem Herzen und leichter Habe dem Vaterlande den Rücken kehren mussten. Es war viel edles Metall, das der grosse Schmelztiegel aufnahm, und das sich auch bald willig den neuen Formen anpasste — in manchen Stücken vielleicht zu willig.

Grössere Zwecke, weitere Ausblicke boten sich den neuen Ansiedlern; viele errangen Reichtum, Ehre, Erfolg, wie er im alten Lande, selbst unter günstigeren Verhältnissen kaum zu erträumen gewesen wäre. Manche gingen auch zu Grunde, oder fristeten ein mühseliges Leben; so viel war jedoch sicher, das Stigma war von der Arbeit genommen, und wer nicht mit der Feder sein Brot verdienen konnte, dem blieben immer noch Haue und Spaten. Natürlich kamen manche abenteuerliche Nachrichten ins alte Vaterland; wer Erfolg gehabt, der liess nicht lange auf Neuigkeiten warten; wer dagegen untergesunken war, liess sich leicht vergessen. So entstanden denn die Sagen, dass Amerika das Land war, wo das Geld auf der Strasse läge, wo „die Bauern in den Kutschen fahren“, und als die Nachrichten von den kalifornischen Goldfunden nach Deutschland kamen, da entstand eine wahre Völkerwanderung, und jung und alt, vornehm und gering, war vom Goldfieber ergriffen, verkaufte, was er hatte, liess Pflug und Gespann, Werkstatt und Schreibstube im Stich, warf Schwert, Pinsel oder Ellenmass weg, und drängte sich ins neue Land, ins Goldland.—Was fruchtet es nun, all der Trauerspiele zu gedenken, all der vernichteten Hoffnungen, all der gebrochenen Herzen, die das Goldfieber verschuldet hatte! Und doch, wie alle grossen sozialen Erscheinungen, hatte es seine wichtige bedeutungsvolle Seite: es brachte eine völlig unblutige, natürliche, nur durch die Macht der Umstände geschaffene gesellschaftliche Revolution zustande. Wie die römischen Legionäre sich in die Latifundien vertriebener Ritter teilten, wie die aus den Reihen der Gemeinen

avanzierten Marschälle Napoleons in die sequestrierten Besitztümer verjagter Aristokraten einzogen und eine neue Aristokratie gründeten, so kamen jetzt die Stammväter mancher unserer heutigen Magnatenfamilien der neuen Welt in ihren Besitz, und gründeten die neue Aristokratie auf dem Boden der Arbeit.

Als die Hoffnung auf Gold sich trügerisch erwies, mussten sich die enttäuschten Abenteurer notgedrungen nach neuen Erwerbsquellen umtun, und der Reichtum des Landes bot solche tausendfach, wenn auch nicht in gelbem Metall, nicht mit einem Schlage dar. — Da war die wilde Rebe das Mittel—, die ungeheuren Weizenfelder des fernerer Westens, da waren Holz, Kohlen, ungeahnte Reichtümer in Mineralien — endlose Schätze für den, der sie zu heben vermochte. Und wer konnte dies? Nicht der Offizier, nicht der Student oder der Kaufmann, nein, der an harte Arbeit, an hartes Leben gewohnte Bauer. Die Stände wurden durcheinandergeworfen, die Standesbegriffe waren verwirrt. Der Knecht wurde zum Herrn, denn er konnte sich den Boden nutzbar machen, der Sohn einer verfeinerten Kultur musste entweder zu ursprünglichen Verhältnissen zurückkehren und, sofern er Kraft und Geschick besass, in harter körperlicher Arbeit den Kampf ums Dasein aufnehmen, auf gleichem Boden, mit gleichen Möglichkeiten als der frühere Knecht oder Kleinbauer; oder er musste in Handel und Industrie auf der untersten Staffel anfangen. — Was er auch tat, er hatte sich aller Vorrechte und Vorteile der Geburt, meistens auch der Erziehung zu begeben.

Was für ein Gemisch nun, diese Deutschen im Anfange der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts! Da waren die Patrioten, Männer von hoher, geistiger Bedeutung, die auch, wo sie zu harter körperlicher Arbeit gezwungen waren, diese „bewusst und gross“ taten, und die wie Cincinnatus in jedem Augenblick den Pflug bei Seite legen und die Diktatur übernehmen konnten; dann die reich gewordenen Armen und die verarmten Reichen, oder vielmehr diejenigen, denen Luxus und Verfeinerung eine fremde, ungewohnte Umgebung ist, und die andern, denen sie das natürliche Lebenselement waren, und die in ärmliche und gemeine Verhältnisse zurückgezwungen sind.

Dies ist nicht nur eine persönliche, es ist eine Kulturfrage.

Es ist natürlich, dass mit den Eingewanderten eine grosse Summe deutscher Bildung, deutschen Wissens und Könnens ins Land gekommen ist. Wer nun waren die Träger? Nicht diejenigen, die am erfolgreichsten im Kampf um die Existenz waren, sondern gerade die, welche entweder untergingen oder hart am Untergange vorbeigingen.

Würde der Deutsche nun deutsch bleiben oder würde der Schmelztiegel, wo alles zusammengeworfen wird, Gold und Zinn, Metall und Schlacke, ihn gänzlich umgestalten, ihm Sprache, Sitte, Eigenart rauben?

Wer von den untersten Staffeln der gesellschaftlichen Leiter heraufgestiegen, durch eigne Kraft, und unter Verhältnissen, die in der alten Heimat unmöglich gewesen wären, wer noch dazu wenig sprachliche und kulturelle Traditionen besitzt, wird kaum dem Einfluss neuer Verhältnisse widerstehen; wenn er erst die Schwierigkeit der neuen Sprache überwunden hat, und sich selbst mit geheimer Ver- und Bewunderung als einen englisch Sprechenden entdeckt, dann wird er kaum noch das von der Aussenwelt unverständene, ihm selbst unschön und überwunden erscheinende Idiom der Heimat festhalten. Vielleicht, dass die segensreiche Unfähigkeit der Gattin, sich je das Englische anzueignen, dem armen, verachteten Heimatslaute noch eine geduldete Stelle im Hause erhält; aber die heranwachsende Generation treibt ihn unbarmherzig aus.

Die Kinder der erstmaligen Einwanderer, die nun die Früchte der harten Arbeit ihrer Eltern geniessen, die in englische Schulen gehen, und gutes geläufiges Englisch sprechen, wollen sich nicht an die bescheidene Abstammung erinnern lassen. Sie sind stolz darauf, kein Deutsch zu verstehen; natürlich nur bis ihre eigenen Kinder für gutes Geld und mit schwerer Mühe die verlorne Sprache höchst mangelhaft wieder erlernen.

Was aber ist, oder vielmehr war die Stellung der ursprünglich Gebildeten, die das Schicksal hierher verschlug, mit Bezug auf diesen köstlichen und einzigen Besitz ihrer Sprache? Viele von ihnen konnten das Englische schon, ehe sie kamen, andere erlernten es bald, denn der Deutsche macht sich ja mit Leichtigkeit fremde Sprachen zu eigen. Doch gerade diese Leichtigkeit des Lernens, diese Freude am Erlernten hat ihre besondere Gefahr. Vor hundert und mehr Jahren war Deutschland, trotz aller Schmach, mit welcher der französische Eroberer es überhäuft hatte, einfach franzosentoll; alles, was französisch war, wurde bewundert, selbst in kleinbürgerlichen Familien wurde französisch geradebrecht, oder wenigstens die ehrliche Sprache mit allerlei schlecht ausgesprochenen Phrasen und Floskeln verbrämt. Kommt der Deutsche nun ins Ausland, so ist es das erste, dass er sich seiner Muttersprache schämt, und die fremde nicht als Notbehelf, sondern als Schmuck und kostbaren Besitz behandelt. Nimmt man nun einen Deutschen, dessen hiesige Verhältnisse in umgekehrter Beziehung zu den heimischen stehen — entweder ist er an Luxus und Verfeinerung gewöhnt und muss sich hier in allen Stücken minderwertigem anpassen, oder er ist aus ärmlichen Umständen zu Wohlhabenheit gelangt — in keinem Falle wird ihm die beständige Erinnerung an die alte Heimat ein erwünschtes Geleit sein, ja, er wird sie eher fliehen als suchen. Dennoch aber sollte er nie vergessen, dass es töricht und untreu ist, manchem, das er wohl im Leben verloren hat, auch noch das köstliche Juwel der Sprache nachzuschleudern mit allem, was sie bedeutet; mit ihrer wunderbaren Tiefe, ihrer klaren Logik, den Schätzen ihrer unvergleichlichen Literatur, der Fülle ihrer Weisheit. Es ist wahr, sie bestän-

dig und rein in fremder Umgebung zu sprechen, erfordert eine gewisse Anstrengung, aber ist diese geringe Mühe nicht des Lohnes wert?

Bedenkt man nun, dass in jetziger Zeit ein beständiger Zufluss von Deutschen unter ganz normalen Verhältnissen stattfindet, solche, die das in der Heimat niedergelegte Leben ohne alle Schwierigkeiten und Krisen wieder aufnehmen, die nicht den bitteren Kampf ums Dasein der vergangenen Generation zu kämpfen haben, und dass auch sie sich angelegen sein lassen, sobald als möglich ihre Muttersprache zu vergessen oder mit schlecht gelernten englischen Brocken zu verunzieren, so ist man geneigt das Mass parlamentarischen Ausdrucks zu überschreiten.

Natürlich darf selbst wohlgemeinter Eifer nicht zu weit gehen.—Es gibt überall, wo deutsches Leben sich entfaltet, noch viele Getreue, die Haus, Herz und Sprache deutsch erhalten; es gibt namentlich im Westen ganze Distrikte, die noch so treu deutsch sind, wie daheim in Thüringen oder Sachsen; die ihre deutschen Zeitungen lesen, ihre Kinder in deutsche Schulen schicken, die Sonntags in deutsche Kirchen gehen, und darum doch keine schlechteren Bürger sind. Auch die Dichtkunst hat unter den Deutschamerikanern manche schöne Blüte getrieben, und das deutsche Lied hat in hundert und aber hundert Sängerbünden seine unbestrittene Weltherrschaft erobert.

Aber doch müssen wir uns alle von Zeit zu Zeit daran erinnern, uns ist hier ein Pfund anvertraut, mit dem wir wuchern müssen, das wir nicht vergraben dürfen. — Wessen Schuld ist es, wenn die deutsche Bühne in Amerika ein mühseliges Leben fristet, und alten vergessenen Schund, längst relegierte Possen, aus der Polsterkammer aufgestöberte Rührstücke, oder zweideutigen Operettenkram ihren teilnahmslosen Zuschauern vorführt? Es ist der Fehler eben derselben, die seufzend sagen, man kann nicht in die deutschen Theater gehen, sie bringen solch erbärmliches Zeug! Die Fehler derselben Deutschen, die ihren Kindern eine undeutsche Erziehung geben, so dass die Schätze der deutschen Literatur ihnen bestenfalls durch zwei oder drei annotierte Schulausgaben bekannt werden, durch die sie sich jammervoll hindurch arbeiten, denen die ganze Fülle deutschen geistigen Lebens leerer Schall ist! Warum stehen verhältnismässig wenige deutsche Zeitungen auf der Höhe der englischen?

Die Antwort auf diese Frage möchte ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied sein!

So viel aber steht fest, die Nachfrage bedingt die Produktion, und wo wirkliches Verlangen ist nach reinlicher, geistig bedeutender Tagesliteratur, da wird sich bald genug die Presse in Bewegung setzen, sie ans Licht zu befördern. Georg Herwegh hat neben vielem, was er besser ungesagt gelassen hätte, auch einmal dem deutschen Volk voller Hohn zugerufen: „Ihr habt ja Schiller und Goethe!“

Ja, gelobt sei Gott! wir haben Schiller und Goethe, und Herder und Lessing, und Rückert und Uhland, und viele, viele andere! Wir sind noch das Volk der Denker und Dichter, das Volk der Arbeit und der Ideale. Nur müssen wir uns hüten, unser Erstgeburtsrecht allzuleichten Kaufes loszuschlagen. Das Land, das uns gastfreundlich aufgenommen, verdient unsere Dankbarkeit, unsere Achtung, unsere Pflichterfüllung; das Volk, dem wir entstammen, dass wir seinen Namen gross machen in der Fremde in Wort und Werk; dass wir den deutschen Namen, der uns ehrt, vor Fremden zu Ehren bringen.

Wofür vor einem Jahrhundert ein Schill, ein Lützow, ein Friesen und Körner bluteten, wofür Arndt und Stein, Steffens und Fichte fochten und rangen, unsere Nationalität, unsere Sprache, unser ureigenstes Leben, sollen wir *das* achtlos wegwerfen, weil wir in einem freieren Lande leben, wo das Individuelle mehr Raum hat für Art und Unart? So lasst uns unsere Eigenart entfalten in ihrem Besten und Höchsten! Es ist dies die friedliche Eroberung, die unter dem Schweiss ehrlicher Arbeit, nicht dem Blut heisser Schlachten erwächst, die ernährt, nicht zerstört, die verbindet, nicht trennt.

Die Hände übers Meer gereicht vom neuen zum alten, vom alten zum neuen Vaterlande, das beste von beiden — was können wir besseres wünschen zum Neuen Jahre!

Wie sich die Sprache ändert.

Von Professor Dr. Franz Nikolaus Finck.

Dass sich Sprachen im Sprechen im Lauf der Zeiten verändern, bedarf keiner langen Auseinandersetzung. Man braucht nicht erst in die Zunft der Gelehrten aufgenommen zu werden, um zu erfahren, dass wir nicht mehr so reden, wie die alten Deutschen sprachen. Und wenn man die Aufmerksamkeit überhaupt einmal auf die Tatsache des Sprachwandels gelenkt hat, dann wird es einem auch wohl kaum entgehen, dass schon weit geringere Zeiträume genügen, um den Eintritt einer Veränderung erkennbar zu machen. Dann wird man sich gewiss noch erinnern, wie selbst der Zeit nach ziemlich nahe stehende, nur einige Jahrzehnte ältere Angehörige und Bekannte hier und da ein jetzt aus der Mode gekommenes Wort gebrauchten, wie sie ihrer Rede dann und wann eine etwas auffällige, nunmehr selten gewordene Fügung verliehen. Wer kennt und versteht nicht Ausdrücke wie „sintemal“, „nunmehr“, „schier“, „mit nichten“, ohne sie jedoch je in ungezwungener Unterhaltung zu gebrau-

chen? Dieser Charakter der Unbeständigkeit ist aber fraglos sämtlichen Sprachen der Erde eigen, dieses Wandelbare gilt — wenn auch in geringerem Masse — selbst für künstlich aufrecht erhaltene Gelehrtenidiome wie das zuweilen wohl noch einmal zu feierlichen Reden verwandte Latein.

Was aber ist der Grund dieser stetigen Änderung, die immer neue Sprachen schafft, als wenn's deren nicht schon mehr als genug gäbe? Die Sache ist recht einfach, wenn man sich nur entschliessen kann, vorurteilsfrei an die Betrachtung heranzutreten, der bescheidensten Denktätigkeit einen kurzen Augenblick der Betätigung zu gönnen und das Erkannte durch einen seiner Einfachheit angemessenen Ausdruck festzuhalten. Dies ist allerdings insofern nicht ganz so leicht, wie es scheinen könnte, als eine mit allem Sprechen verbundene Eigentümlichkeit hindernd in den Weg tritt. Vermögen wir doch durch unsere Sprache alles nur in unvollkommener und vor allem die Wahrheit immer ein wenig entstellender Weise anzudeuten. Arbeitet doch der grösste Teil unserer Rede mit Bildern, die eine stark vergewaltigende Darstellung der wirklichen Dinge und Vorgänge sind. Wenn man ein missratenes Bier durch die Behauptung zu kennzeichnen versucht, dass Hopfen und Malz an ihm verloren seien, so ist das vielleicht keine üble Kritik. Wenn man diese Redensart dann aber auch auf einen Menschen anwendet, von dem nicht viel gutes zu erwarten ist, so deutet man damit, streng genommen, doch mindestens keine besonders bedauernswerten Mängel an. Man dürfte aber vielleicht auch behaupten, dass man dann gewissermassen dummes Zeug schwatzt. Es bedarf aber keineswegs derartiger, „bei den Haaren herbeigezogener“ Beispiele, um die aufgestellte Behauptung zu rechtfertigen. Auch die scheinbar ganz sachliche, alles Bildliche meidende Alltagsrede bietet hinreichende Bestätigung. Wie sachgemäss erscheint auf den ersten Blick der kurze Satz: „Ich sehe ihn“. Und wie grundfalsch wird doch durch ihn der tatsächliche Vorgang dargestellt! Ich rede so, als wenn das Sehen eine von mir ausgehende Handlung nach Art eines Schlages oder Stosses wäre, eine Handlung, die sich auf ihn, den angeblich Gesehenen, erstreckt. Und doch verhält es sich gerade umgekehrt. Er, der angeblich vom Sehen Betroffene, ist in Wahrheit der Ausgangspunkt des Vorgangs. Von ihm geht der Reiz aus, der meine Netzhaut trifft und einen Komplex von Empfindungen hervorruft. Es ist ein Vorgang, den man annähernd richtig durch die Behauptung „er erscheint mir“ darstellen könnte, der durch den Satz „ich sehe ihn“ dagegen gründlich entstellt wird.

So redet man nun auch von einer Änderung der Sprache, als wenn sie wie ein lebendes Wesen altere und im Laufe der Jahre ein anderes Aussehen gewänne; oder als ob sie ein in Gebrauch befindlicher Gegenstand wäre, den man abnutzt, bei Gelegenheit ein wenig auffrischt und, wenn's durchaus nicht mehr anders geht, durch einen neuen ersetzt. Die

Sprache, von deren Veränderung man redet, ist nun aber, wie man bei einigem Besinnen bald merkt, keineswegs ein Gegenstand, dessen man sich nach Bedarf bedienen kann, sondern ein Vorgang, und zwar die Tätigkeit des Sprechens in unlöslicher Verbindung mit der Erinnerung an bereits vorher ausgeübtes, als massgebend anerkanntes Reden. Man benutzt nicht fertige Wörter und Wortgefüge, etwa in der Weise, wie man vorhandene Bilder zur Bezeichnung bestimmter Personen verwenden könnte, bald das eine, bald das andere Porträt vorzeigend. Man muss sich schon die Mühe geben, die ganze Rede, die man halten möchte, selbst zu schaffen, und man wird sich dieser schöpferischen Tätigkeit nur deshalb so wenig bewusst, weil man überwiegend nach Vorbildern arbeitet, die man als beinahe unantastbar anerkennt. Macht man sich dies klar, so erscheint zunächst der Vorgang, den ich im Einklang mit dem herrschenden Gebrauch als Änderung der Sprache bezeichnet habe, in einem ganz anderen Licht. Man ändert nicht etwa eine Sprache, um von der höchst absonderlichen Annahme einer selbsttätigen Änderung derselben gar nicht zu reden, man ahmt vielmehr das frühere Sprechen einfach nicht täuschend genug nach, um den Glauben an die Gleichheit der alten und neuen Redeweise auf die Dauer aufrecht erhalten zu können. „Auf die Dauer“, muss man hinzusetzen. Denn sofort wird man sich nur in den allerseltensten Fällen der Abweichung bewusst. Der bei weitem grösste Teil entstellender Nachahmungen besteht in einer ganz geringfügigen Verschiedenheit der Aussprache, die erst tausend und abertausend neue Entstellungen erdulden muss, ehe der Kontrast unverkennbar wird. Wie schwer ist ist, ihn zu bemerken, zeigen gerade die verhältnismässig seltenen Fälle schneller und starker Abweichung. Wie viele Leute mag's wohl im Deutschen Reiche geben, die ein Wort wie „Pferd“ tatsächlich mit zwei Konsonanten beginnen? Sicherlich nicht viele, obwohl beinahe alle es zu tun vorgeben. Dass man das in der Schrift das Wort einleitende P einfach ignoriert, ist entschieden schon die Regel. Und auch die wenigen, die es noch beibehalten wollen, sprechen doch schon nicht mehr denselben Konsonanten, mit dem sie beispielsweise ein Wort wie „Pacht“ beginnen. Sie bilden den Laut nicht wie bei diesem zwischen beiden Lippen, sondern zwischen der Unterlippe und den Oberzähnen. So vollzieht sich also sozusagen vor den Ohren vieler Millionen eine ganz beträchtliche Entstellung des Lautkomplexes, ohne von mehr als einer verschwindend kleinen Zahl von Berufsbeobachtern bemerkt zu werden. Kein Wunder, dass da die winzig kleinen Abweichungen übersehen werden, die namentlich bei den Vokalen vorkommen.

Und was kann einen Menschen veranlassen, sich so in Widerspruch mit dem anerkannten Gebrauch zu setzen? Fraglos alles Mögliche, fraglos weit mehr, als sich aufzählen lässt. Denn jeder Sprecher ist in dieser seiner Eigenschaft offenbar frei, und unergründlich sind eines freien

Menschen Launen. Aber wenn auch jeder ohne Schwierigkeit willkürlich neues schaffen könnte — wie leicht wäre es beispielsweise, statt „Ofen“ etwa „Ufen“ oder „Ifen“ zu sagen, — so selten macht man doch im allgemeinen von solcher Willkür Gebrauch. Allerdings ist sie nicht gerade ausgeschlossen. Wer zum Beispiel zum ersten Male „Potztausend“ statt „Gotttausend“ sagte, ersetzte das Wort „Gotts“ offenbar durch eins, das von ihm nicht weniger abwich als der Lautkomplex „Ufen“ vom Worte „Ofen“. Aber er befand sich mit seiner Absicht, dadurch die Heiligkeit des Wortes „Gott“ vor missbräuchlicher Benutzung zu bewahren, mit einem grossen Teil seiner Volksgenossen in Übereinstimmung, und dieser Punkt ist für die ganze Frage von grosser Bedeutung. Man ist frei im Sprechen, aber man wird von dieser Freiheit im allgemeinen nur einen beschränkten Gebrauch machen, wird immer damit rechnen müssen, dass man der Autorität einer grossen Gesellschaft gegenübersteht, wird immer fragen müssen, ob man auch wohl deren Zustimmung erhoffen darf. Genau wie es bei allen anderen Reformen, denen der Mode, Sitte und Moral der Fall ist. Und der feine Takt, der dort am Platz ist, tut auf sprachlichem Gebiete vielleicht noch mehr not, wo fast alles sofort erkennbare Abweichen vom Gebräuchlichen nicht nur als ein Verstoss gegen die Sitte, sondern auch als ein Fehler, als ein Beweis für Mangel an geistiger Bildung gilt. Da man sich eines solchen Mangels aber bekanntlich in der Regel noch mehr schämt als eines gelegentlichen Verstosses gegen die Moral, so ist klar, dass man im allgemeinen nur in ganz bescheidenem Masse mit Willkür und vollem Bewusstsein die herrschende Art des Sprechens zu ändern versuchen wird. Wenn man nun trotzdem von dem Vorbild abweicht, so ergibt sich eben, dass man es meist nur deshalb tut, weil einem die genaue Nachahmung nicht gelingt; und so liegt eine Unfähigkeit nicht selten auch da vor, wo man von einem Vorzug zu reden gewohnt ist und auch von einem solchen reden darf. So wird man beispielsweise kaum annehmen dürfen, dass das, was Gottfried Kellers Sprache so eigenartig erscheinen lässt, alles oder auch nur zum grössten Teil bewusste und willkürliche Abweichung vom herrschenden Gebrauch sei. Man wird vielmehr annehmen müssen, dass diese stark ausgeprägte Persönlichkeit eben nicht so alltäglich reden konnte, wie wir Durchschnittsmenschen es in der Regel tun, dass also auch in diesem Falle die neue Sprache die Folge einer gewissen Unfähigkeit war.

Ist nun auch so erklärt, warum sich die Sprachen überhaupt ändern, so bleibt doch noch zu erörtern, wie es kommt, dass in bestimmten Fällen diese, in anderen Fällen jene Änderungsrichtung eingeschlagen wird, wie es beispielsweise kommt, dass das *o* des lateinischen Wortes *rola* „Rad“ im Italienischen zu *uo* (*ruota*), im Spanischen zu *ue* (*rueda*) geworden ist. Diese Frage ist nicht ganz so leicht zu beantworten wie die eben be-

handelte, ist auf jeden Fall nicht in einer auf ein Viertelstündchen beschränkten Plauderei zu erledigen. So müssen denn ein paar kurze Andeutungen genügen.

Da nach allem, was vorgebracht ist, nicht an eine auf Bestimmtes zielende Absicht gedacht werden kann, so setzt die Anerkennung einer Sprachneuerung im allgemeinen voraus, dass dieses Neue als etwas bereits mehr oder weniger Geltendes erscheint. Ein Zusammenhalten in der Annahme bestimmter Änderungen wird sich also in verstärktem Grade da zeigen, wo es sich nicht nur um den Schein handelt, wo vielmehr in der Tat etwas, was wenigstens einem Teil des Volkes vertraut ist, in die Rede der anderen eingeführt werden soll, also bei einer Sprachmischung, wie sie sich überall, ganz besonders aber da hat abspielen müssen, wo die junge Mannschaft eines wilden Volkes das Nachbarheer vernichtet, dann die jungen Witwen liebevoll versorgt und zu Gesprächsge nossinnen gemacht hat. Es ist klar, dass in solchen Fällen ganz bestimmte Änderungen eintreten mussten, zumal die nächste Generation nicht nur die Sprache des Vaters, sondern auch die der Mutter erlernte. Sollte aber auch da, wo eine derartige Völkermischung nicht vorliegt, mehr als ein Walten des Zufalls festzustellen sein? Gerade das wäre zu untersuchen, warum so viele Leute in einer Hinsicht zusammengehen, in einer anderen sich trennen; und wenn man auch heute noch weit davon entfernt ist, jede Einzelheit erklären zu können, so darf man doch getrost schon die Behauptung aufstellen, dass in den Fällen unwillkürlichen Zusammenarbeitens eben gemeinsame geistige Eigentümlichkeiten vorliegen, die das ganze Leben beherrschen, mithin auch die Sprache. Wie es, um nur ein einziges Beispiel herauszugreifen, einem Deutschen in der Erregung wohl widerfährt, dass er das adjektivische Attribut gegen die Regel dem Substantiv folgen lässt — Kasernenhöfe mit ihren Schöpfungen wie „Heupferd verfluchtes“ und dergleichen liefern hinreichende Belege — so hat auch vielleicht mehr als einmal ein ganzes Volk an Stelle einer bestimmten Wortfolge eine andere gesetzt, weil diese eben seinen Neigungen mehr entsprach.

Wie die Geisteseigentümlichkeiten jedes Volkes aber entstanden sind, das zu beantworten ist der Sprachforscher zum Glück nicht verpflichtet, wenn es ihm auch unbenommen ist, zu vermuten, dass sie im letzte Grunde wohl auf einer Anpassung an bestimmte Lebensbedingungen beruhen, vor allem aber auf einer Anpassung an den Boden, auf dem ein Volks lebt und oft leben muss.

Berichte und Notizen.

I. Amerikanische Landschulen.

Von **Oberlehrer Emil Kramer**, Public Schools, Cincinnati.

Dass es mit unseren amerikanischen Landschulen im allgemeinen noch recht traurig bestellt ist, das weiss jeder städtische Lehrer, der die ländlichen Schulverhältnisse nur einigermaßen kennt. Kollegen, die ehemals auf dem Lande unterrichteten — und deren gibt es jetzt in den Städten ziemlich viele — erzählen ja gerne von ihrer früheren Praxis, und warum sie sich nach der Stadt gewandt haben. Was man da in bezug auf die jährlichen Lehreranstellungen, Gehälter, Schulgebäude u. s. w. zu hören bekommt, würde man kaum glauben, wenn es nicht in den Jahresberichten der Staats-Schulsuperintendenten erhärtet wäre.

Vor mir liegt so ein offizieller Nachweis aus Ohio, der kürzlich zusammengestellt wurde, um recht anschaulich auf die jämmerlichen Zustände unseres Landschulwesens hinzuweisen und sie bald zu bessern, oder wenigstens einen Anfang damit zu machen. Aus der Statistik, die dem Bericht beigelegt und recht augenfällig illustriert ist, geht unter anderem hervor, dass von den ländlichen Kollegen und Kolleginnen nur ein Viertel eine Berufsausbildung (professional training) haben. Die Hälfte der Lehrer in sogenannten One Room Township-Schulen hat gar keine professionelle Vorbildung, und ungefähr ein Drittel hat sich die Berufskenntnisse in einem oder zwei Sommerkursen angeeignet. Sogar in ländlichen Hochschulen hat nur die Hälfte des Lehrkörpers eine professionelle Vorbildung, während diese der anderen Hälfte teilweise oder ganz fehlt. Von sämtlichen Landschullehrern hat nur etwa die Hälfte eine High School ganz absolviert, und die andere Hälfte hat die High School gar nicht oder weniger als vier Jahre besucht.

Da bekanntlich hierzulande nicht allein jede Stadt, sondern auch jedes Städtchen und Township, ja sogar jedes Dörfchen seine eigene selbstherrliche Schulverwaltung hat, die bezüglich Lehrer-Anstellung, Absetzung, Gehälter, Schulzeit u. dgl. ganz souverän verfügt, so gibt es auch sehr verschiedenartige Lehrer-Zertifikate oder Diplome. Der Staat Ohio hat deren nicht weniger als 58 verschiedene Arten, ausgestellt von County-, Stadt- und Staats-Examinatoren, und gültig von einem Jahr bis acht Jahre; nur die Zertifikate von Staats-Examinatoren sind auf Lebenszeit ausgestellt.

Die Anstellung und Absetzung der Lehrkräfte hält sich auf dem Lande ziemlich gewissenhaft an den Wechsel der politischen Parteien; d. h. die ländlichen Kollegen teilen bei einem Parteiwechsel das Los der städtischen Strassenkehrer. Die meisten der Landschullehrer sind aber selten länger als ein Jahr an derselben Stelle; sie wechseln alljährlich die Plätze schon von selbst, wenn ihnen anderswo ein paar Dollar mehr Gehalt winkt, oder wenn sie im Nachbardorf bessere Beköstigung zu finden glauben.

Und nun die Gehaltsfrage: Darin rangieren die amerikanischen Landlehrer hinter den städtischen Strassenkehrern, wenn man das Jahreseinkommen ins Auge fasst. Im allgemeinen wird nämlich in den Landschulen jährlich nur 25

Wochen Unterricht erteilt, ganz einfach weil das Schulgeld eben nicht weiter reicht. Ist die Township-Kasse erschöpft, hört die Schule auf, auch wenn der Unterricht nur drei oder vier Monate gedauert hat. Mehr als zehn Dollars die Woche kann aber eine ländliche Schulbehörde selten einer Lehrkraft bezahlen — das fürstliche Jahresgehalt ist demnach leicht zu berechnen. Mittels Privatunterricht, Musiklektionen und Organistendienst kann das Salär vielleicht verdoppelt werden. Zum Multimillionär bringt's aber kein Landschullehrer, selbst dann nicht, wenn er sich, wie es öfters geschieht, während des Sommers als Ackerknecht (*farm hand*) verdingt, wobei er ungefähr sieben Dollars die Woche und freie Kost erhält.

Am allertraurigsten und erbärmlichsten ist es jedoch nach dem offiziellen Bericht um die ländlichen Schulhäuser bestellt. Wenn auch die ehrwürdige Blockhütte mit Lehmfußboden nur noch selten Erziehungszwecken dient, so lässt doch das vielgerühmte amerikanische Red Little Schoolhouse hinsichtlich Einrichtung, Ausstattung und Heizung so ziemlich alles zu wünschen übrig. Da herrschen noch die primitivsten Zustände, wie man sie in Deutschland höchstens noch im hintersten Hinterpommern antrifft. „Hygiene und Ventilation“, heisst es in dem Bericht, „sind in den Landschulen unbekannte Begriffe.“ Manchmal fehlen da sogar die Aborte! Am schlimmsten steht es in dieser Beziehung in den abgelegenen gottverlassenen Minendistrikten, die zumeist von Polen, Russen und Italienern besiedelt sind. Um die Erziehung der Kinder dieser Ausländer kümmert sich die ländliche Schulbehörde am allerwenigsten.

Dies sind die Hauptklagepunkte in dem Bericht, oder vielmehr in dem Aufruf, der anfangs November letzten Jahres vom State Department of Public Instruction oder, wie man in Deutschland sagen würde, vom Unterrichts-Ministerium des Staates Ohio an sämtliche Schulen geschickt wurden. Wie die Zustände der Landschulen in unserem Staate sind, so sind sie wohl in allen anderen Staaten der Union, im Süden und Westen wahrscheinlich noch schlimmer.*

In dem Aufruf, der vom Gouverneur recht eindringlich befürwortet war, sollte jedoch nicht nur Klage geführt werden — denn dies würde wenig nützen — es wurden darin auch gleichzeitig Vorschläge gemacht und Wege gezeigt, wie die beregten Zustände gebessert werden könnten. Zunächst musste am Abend des 14. November in jedem Schulhause des ganzen Staates Ohio eine Versammlung von Lehrern und Eltern des Schuldistrikts stattfinden, wobei die oben geschilderten Zustände der Landschulen besprochen werden sollten. Jede Schule konnte einen Delegaten oder Vertreter erwählen, und diese — es waren über 2,000 — kamen dann am 5. und 6. Dezember 1913 in der Staatshauptstadt zusammen, um über die unterbreiteten Verbesserungsvorschläge zu beraten. Die Vorschläge enthielten folgende sechs Forderungen:

1. Bessere Vorbildung der Lehrer.
2. Umfassende einheitliche Kontrolle der Landschulen.
3. Planmässigeres Ausgeben von Geldern für Schulzwecke.
4. Einfachere und bessere Methode bezüglich Ausstellung von Lehrer-Zertifikaten.
5. Bessere Gelegenheiten für die Landkinder zum Schulbesuch.
6. Mehr Staatsunterstützung für die Landschulen.

* Wir verweisen hier auf den im Novemberhefte erschienenen, von Kollegen J. Eisemeier besprochenen Bericht des Commissioner of Education „The Status of Rural Education in the U. S.“ D. R.

Hinsichtlich der zweiten Forderung möge hier noch bemerkt werden, dass es an einer staatlichen einheitlichen Kontrolle und Beaufsichtigung der Landschulen bisher ganz und gar fehlt. Die Haupttätigkeit des Staats-Schulsuperintendenten erstreckt sich soweit nur auf das Sammeln von statistischem Material zur Herausgabe seines Jahresberichts. Und selbst dieser Bericht ist sehr lücken- und mangelhaft, da es nur vom guten Willen der Landlehrer abhängt, ob sie die zugesandten statistischen Fragebogen ausfüllen wollen oder nicht. So ein amerikanischer Kollege vom Lande ist in gewisser Hinsicht sehr selbstherrlich und unabhängig; jeder kann seinen eigenen Lehrplan befolgen und nach bestem Wissen oder Nichtwissen pädagogisch darauflos schustern. Dafür wird er auch „entsprechend“ bezahlt!

Die oben genannten Forderungen, die vom Schulkongress in Columbus beraten und in der Hauptsache gutgeheissen wurden, werden der Staatslegislatur, die im Monat Januar zusammentritt, zur gesetzlichen Beschlussfassung unterbreitet werden. Es ist nur zu wünschen, dass die Vorschläge recht bald Gesetzeskraft erlangen, auf dass die amerikanischen Landschulen den zumeist wohl organisierten und progressiven Stadtschulen wenigstens einigermaßen ebenbürtig werden — zum Heil und Segen des ganzen Staates.

II. Korrespondenzen.

Buffalo.

Annähernd 6000 Lehrer — ich gebrauche letzteres Wort in seinem weiteren Sinne — hatten sich vom 24. bis 26. November des vergangenen Jahres in der Universitätsstadt Syracuse, N. Y., eingestellt, zu der 68. jährlichen *Versammlung der assoziierten Lehrerverbände des Staates New York* — etliche Zeitungen genannter Stadt gaben in ihrem täglichen Berichten die Anzahl der Besucher bedeutend höher an als zwischen 7000 bis 8000 variierend.

Im ganzen versammelten sich ungefähr zwanzig Lehrervereinigungen des Staates in verschiedenen Lokalen zu ihren Sonderkonferenzen, darunter auch, — für die Leser der „Monatshefte“ besonders von Interesse, — die *Ver-einigung der neusprachlichen Lehrer* (Modern Language Association) des Staates New York, die ihre *fünfte* Jahreskonvention abhielt und in vier äusserst stark besuchten Sitzungen über wichtige Fragen ihres Gebietes verhandelte.

Der Hauptgegenstand der Erörterung und Besprechung war der vom „Board of Regents“ vorgeschriebene Syllabus für neuere Sprachen, der sowohl das Stoffgebiet in diesem Lehrgegenstand begrenzt, wie auch andere wichtige Fingerzeige über Lehrplan, Methode etc. für den Lehrer enthält.

Nach einer eingehenden Diskussion kam man zu dem Einverständnis, noch nicht mit neuen Vorschlägen vor den „Board of Regents“ zu treten, sondern die Erörterung über den Syllabus auf der nächstjährigen Tagung in Albany, N. Y., fortzusetzen. Einige Punkte waren aber spruchreif. So einigte man sich, dass der neue Syllabus bestimmt und scharf abgegrenzt in seinen Forderungen sein soll; dass der Unterricht im Anfangsstadium einer Sprache hauptsächlich *intensiv* sein muss, das Lesebuch keine langen, zusammenhängenden Erzählungen enthalten soll, sondern sich mit kurzen, leicht fasslichen, interessanten Lehrstücken befassen soll; das Vokabular dem Schüler einfache, dem täglichen Leben entnommene Wörter vermitteln soll, dabei aber nicht trivial werden darf. Weitere Forderungen, die einstimmige Annahme fanden, waren, dass der Syllabus genaue Bestimmungen enthalten soll, welche und was für Gedichte in den verschiedenen Jahrgängen einer Sprache von dem Schüler studiert und memoriert werden sollen, sowie Angabe dieser Gedichte im Syllabus; ferner die Seitenzahl des Lese-Pensums, die ungefähr im 2., 3. und 4. Jahr in den Klassen bewältigt werden soll. Weiter wurden die Literatur-Texte bestimmt, die im ganzen Kursus vom Syllabus

zum Klassenstudium empfohlen werden sollen, *unter anderem für 2. Jahr Deutsch* die folgenden: Immensee — Das Edle Blut — Garmelshausen — Höher als die Kirche — Alle Fünf — und ein Lesebuch, das besonders auf Realen Gewicht legt.

Das Programm, welches sonst den Verhandlungen zu Grunde lag, war ein überaus reichhaltiges und interessantes, darunter besonders erwähnenswert die Vorträge: „Der nächste Schritt in der Reform des Modernsprachlichen Unterrichts“ von Prof. W. C. Decker, State Normal College, Albany; „Der Unterricht im 1. Jahr Deutsch“ von Frederick Betz, East High School, Rochester, N. Y.; „Die Ausbildung von modernsprachlichen Lehrern in den Ver. Staaten“ von Dr. J. Franklin Brown, New York. — Professor Camillo v. Klenze, Brown University, Providence, R. I., hielt einen höchst spannenden und lehrreichen Vortrag in Deutsch über: „Die Mythe vom edlen Indianer und ihre Bedeutung für die Weltliteratur“, und Professor Othon G. Guerlac, Cornell University, einen in französischer Sprache über: „La France en 1913“, der ebenso sehr das Interesse in Anspruch nahm.

Leider ging in der letzten Geschäfts-sitzung der Modern Language - Association eine Empfehlung des Vorstandes mit überwältigender Majorität durch, sich von den affilierten—zwanzig oder noch mehr — Lehrerverbänden des Staates New York zu trennen und hinfort auf eigenen Füßen zu stehen und zu marschieren. Es waren besonders finanzielle Erwägungen, die diesen Schritt als notwendig befürworteten. Ob es ratsam war, sich zu trennen, wenigstens ohne die Frage eingehender erörtert zu haben, wird die Zukunft lehren.

Die Beamten obiger Vereinigung sind im kommenden Jahre dieselben wie im letzten, mit Dr. Hermann C. Davidsen, Cornell University, Präsident, und Herrn Arthur G. Höst, Troy High School, Sekretär, an der Spitze.

In der Hauptversammlung der affilierten staatlichen Assoziationen wurde ein Antrag von bedeutender Tragweite zum Beschluss erhoben. Es wurde bestimmt, dass vom nächsten Jahre an in den „General Meetings“ nur solche Mitglieder stimmberechtigt sein sollen, die als Delegaten angemeldet wurden, und dass diese Delegaten von den einzelnen Städten und Ortschaften, je ein Delegat für 100 Lehrer oder Bruchteil,

zu ernennen sind und diese Delegaten die Hauptgeschäfte der affilierten Verbände zu erledigen haben, dass aber nach wie vor die einzelnen Sonder-Assoziationen zusammenkommen, um ihre Arbeitsprogramme abzuwickeln. — Zu der nächstjährigen Versammlung aller Verbände in Albany, N. Y., erwartet man circa 6000 bis 8000 Lehrer und Lehrerinnen des Staates.

Ein weiterer neusprachlicher Verein.

Zwei Tage nach der Syracuse Versammlung kamen in Albany, N. Y., wo am 28. und 29. November die Konvention der „Association of Colleges and Preparatory Schools of the Middle States and Maryland“ stattfand, ungefähr vierzig bis fünfzig Lehrer von modernen Sprachen aus den Staaten New York, Pennsylvania und umliegenden Staaten zusammen und gründeten einen neuen Zweig obiger Assoziation. Professor C. F. Keyser, Normal College, New York City, wurde zum Vorsitz für das nächste Jahr gewählt und Dr. William R. Price vom Staats-Department, Albany, N. Y., zum Sekretär.

Bei der Gründungs-Versammlung in Albany verlasen Referate — Frl. Anna Woods Ballard, Columbia University, New York, über: „Erfolgreicher Unterricht der Modernen Sprachen“, und Professor William A. Hervey von derselben Universität über: „Resultate eines tüchtigen modernsprachlichen Unterrichts“.

* * *

Der Deutschunterricht nimmt von Jahr zu Jahr in Buffalo zu. Aus dem letzten bekannt gegebenen Jahresbericht des Superintendenten der öffentlichen Schulen, Dr. Henry P. Emerson, sind folgende Zahlen erhältlich. Im Ganzen besteht der Lehrkörper im Deutschen aus über 80 Lehrern, die über 12,000 Schüler in 560 Klassen in ca. 50 Schulen unterrichten. In den 4 Hochschulen unterrichten 18 Lehrer ungefähr 2500 Schüler in 70 Klassen. Die Zunahme beträgt über das vorhergehende Jahr—3 Schulen—6 Lehrer und etwa 25 Klassen.

In Dr. Emerson hat der Unterricht des Deutschen stets einen bewährten Förderer und planmässigen Pfleger und Befürworter gefunden. Er hat wiederholt seine hohe Achtung vor der deutschen Sprache und dem nicht zu unterschätzenden Wert für die formale Ausbildung des Durchschnittsschülers offen und frei an den Tag gelegt. Herr

Emerson hat in den über 20 Jahren seiner Amtsinhabung auf jede Art und Weise die Pläne und Vorschläge des derzeitigen Superintendenten des Deutschen, Herrn Matthew J. Chemnitz, in der verständnisvollsten Auffassung unterstützt.

Eine Ehrung, die dem namhaften Bildhauer des Landes, Herrn J. Otto Schweizer von Philadelphia, dem Schöpfer des Modells für das in Buffalo zu errichtende Schiller-Denkmal, in Form eines Banketts am Abend des 11. Dezember zugedacht war, wurde, leider, zu Wasser, da, wie das Arrangement-Komitee für die Feierlichkeit in einem Rundschreiben kurz vor dem Bankett mitteilte, der zu Ehrende, Herr Schweizer, durch eine heftige Unpässlichkeit am Kommen verhindert war. Dr. Charles J. Hexamer, Philadelphia, Präsident des Deutschamerikanischen Nationalbundes, sollte einer der Ehrengäste bei dem Bankette sein, aber es war den Buffaloes das hohe Vergnügen nicht vergönnt, diesen vortrefflichen Führer der deutschen Bewegung zu begrüßen und willkommen zu heißen. — Seit über 4 Jahren sammelt das Deutschtum Buffalos bereits an einem Fonds von \$25,000 für ein Schiller-Denkmal und hat bis zum Datum schon über \$5,500 zu diesem Zwecke zusammengebracht.

Buffalo mag in nächster Zeit in die Reihe der amerikanischen Städte treten, die ihre Schulangelegenheiten von einem sogenannten „Board of Education“ verwalten und regulieren lassen. Seit mehr als 20 Jahren hat der Superintendent der Schulen die ganze Last und Verantwortung des städtischen Schulwesens allein getragen und auf seinen Schultern gehabt. In seinem letzten Bericht weist der Schulsuperintendent auf die Tunlichkeit hin, eine solche Erziehungsbehörde (Board of Education) zu kreieren. Wie verlautet, soll in diesem Monat (Januar) in der Staatslegislatur in Albany eine Eingabe vorgelegt werden, die die Schaffung einer solchen Behörde vorsieht. — Ob die Schulen Buffalos sich unter einer solchen Einrichtung so vorteilhaft weiter entwickeln werden, wie unter der jetzigen bewährten Schulleitung, wird die Zukunft lehren, fraglich ist es auf jeden Fall.

Johannes L. Lübben.

Chicago.

Wie der gute Chicagoer Bürger mit Genugtuung zurückschaut auf das vergangene Jahr, so auch der deutsche

Lehrer, insbesondere auf die letzten Weihnachtsferien. Gleich am ersten Ferientage, am 22. Dez., fingen die Feierlichkeiten an. Der Verein deutscher Lehrer hatte ein Festessen mit flimmernden Christbäumen im reich geschmückten Saale des Bismarck Hotels. Die von den Besuchern gehegten Erwartungen wurden reichlich erfüllt. Die Gemütlichkeit, die allgemein herrschte, wurde durch den Gesang deutscher Volkslieder erhöht. Herr M. Schmidhofer verbreitete in kurzer Zeit durch seine schönen Worte lauter Weihnachtszauber. Herr Ullrich Haupt gab zwei Deklamationen zum besten und die Sopransängerin Frl. Ella Bachmann sang Agathes Arie aus dem „Freischütz“ und eine Gruppe deutscher Lieder. Zuletzt spielte man auch St. Nikolaus, indem kleine Geschenke verteilt wurden, die viel Heiterkeit hervorriefen.

Mit junger Kraft und regen Hoffnungen ist das Jahr 1914 bei uns eingezogen. Verschleiert und geheimnisvoll steht es noch vor uns. Sein Debut hat es aber sehr gut gemacht. Wir konnten das am Sylvesterabend an der State Street selbst beobachten. Viel ist der Law & Order League unter Mr. A. B. Parwell und der Midnight Mission unter Mr. Bell zu verdanken. Hunderte von Menschen strömten an State und Quincy zusammen, um den grossen Rednern und Sängern zuzuhören, welche versuchten, die Menschheit auf hohe, edle Dinge hinzuweisen. Nach Mitternacht soll es ja wieder laut gewesen sein, aber vorher war es viel gesetzter und würdiger als im vorigen Jahre.

Möge das Neue Jahr der Stadt Chicago alles Gute bringen, dem Schulrat besonders Friede und Harmonie! Die Tausende von Kindern und Lehrern sind bereit, ihr Bestes zu tun. Mögen die oberen Mächte vorsichtig einhergehen; denn ein falscher Tritt von ihrer Seite würde viel in der breiten Ebene vernichten, was sonst erspriesslich blühen könnte.

A. S. B.

Cincinnati.*

Gouverneur Cox von Ohio, der sich wie ein südamerikanischer Diktator aufspielt, hatte den Freitag, 14. November, als „School Survey Day“ ange-

*) Diese für das Dezemberheft bestimmte Korrespondenz erreichte uns leider erst nach Redaktionsschluss und musste daher für diese Nummer zurückgelegt werden. D. R.

setzt. Am Abende dieses Tages mussten in jedem Schulhause des ganzen Staates die Schulverhältnisse, insbesondere der Landdistrikte, besprochen werden. Gleichzeitig sollte in jeder dieser Versammlungen ein Delegat erwählt werden zu dem *Ohioer Erziehungskongress*, der am 5. und 6. Dezember in unsrer Staatshauptstadt tagte. So hat es seine Exzellenz angeordnet, und so ist es auch an jenem denkwürdigen Abend, an welchem „in jedem Schulhause des Buckeye-Staates ein Licht leuchten sollte“, wie es in jenem Ukas hiess, wirklich geschehen. Allerdings sind von den etwa 6000 Versammlungen, die an dem genannten Abend stattfanden, nicht auch ebenso viele Delegaten gewählt worden; man hat sich mit viel weniger, mit ungefähr einem Drittel davon begnügt.

Diese zweitausend Schuldelegaten kamen nun am 5. und 6. Dezember in Columbus zum *Erziehungs-Kongress* zusammen und berieten und besprachen die wirklich recht traurigen und trostlosen Schulverhältnisse auf dem flachen Lande.*)

Gouverneur Cox, der den Kongress berief und auch die Eröffnungsrede daselbst hielt, wünscht nun, dass mit Hilfe der Legislatur Wandlung zum Besseren geschaffen werde, dass die sämtlichen Volksschulen Ohios unter staatliche Oberaufsicht kommen, dass mittels staatlicher Normalschulen die Lehrkräfte besser für ihren Beruf vorbereitet werden, und dergleichen schöne Dinge mehr. So stellten der Herr Gouverneur und seine Freunde die Sache dar. Seine Gegner aber, die ihn für einen gefährlichen, mit allen Wassern gewaschenen politischen Streber halten, behaupten, dass er sich mit dieser Staatskontrolle der Lehrer nur eine weitere grosse politische Maschine aufbauen wolle, wie er es mit der Schaffung der staatlichen Wirtschaftlizenzen-Kommissäre und anderen Ernennungen bereits getan habe.

Unter den Delegaten machte sich denn auch gleich von vornherein eine starke Opposition gegen die von den staatlichen Schulbeamten an den Tag gelegte Bevormundung geltend, und vielfach wurden in der Sitzung Bemerkungen laut, dass die Leitung der Schulen den Lokalbehörden überlassen werden und der Staat die Hände da-

von lassen solle. Ebensowenig selen sie willens, der Staatsbehörde das Recht einzuräumen, den Lokalbehörden Vorschriften bezüglich der Ernennung von Lehrern und Schulsuperintendenten zu machen.

Die Geister platzten in diesem Kongress recht heftig aufeinander, besonders als die Delegaten aus den Städten den Gouverneur fragten, woher er das Geld für seine schönen erzieherischen Reformen nehmen wolle, da doch die Steuereinnahmen infolge der von ihm so sehr befürworteten und streng durchgeführten Temperenz-Gesetze bedeutend reduziert worden selen.

Der kongressliche Erziehungs-Zirkus zeichnete sich auch noch durch eine interessant *Side-show* aus. Das erlauchte Staatsoberhaupt liess während des Kongresses die Äusserung fallen, dass die Cincinnatier Schulen stets unter der Kontrolle von Geo. B. Cox, unseres verflorenen Bosses, und der republikanischen Organisation gestanden hätten und noch stehen. Diese Äusserung hat die Cincinnatier Delegation so sehr erbost, dass sie in einer Spezial-Sitzung einen geharnischten Protest gegen die gouvernale Behauptung erliessen und sich 29 derselben von der Konferenz zurückzogen.

Die grösste Anzahl der Empfehlungen und Vorschläge, die zur Förderung der Landschulen von den Delegaten gemacht wurden, werden nach den Feiertagen der Staatslegislatur unterbreitet werden, die extra zu diesem Zwecke einberufen wird; und voraussichtlich werden auch viele dieser Empfehlungen zu Gesetzen erhoben werden. Aber „übers Jahr, übers Jahr, wenn man Trübele schneid't, da wird unser Governor eingeschnett“, mitsamt seinen Maschinen, denn die Deutschen werden ihm seine Liebäugelei mit den Sonntagsheiligen gründlich heimzahlen.

In der Dezember-Versammlung des *Deutschen Oberlehrervereins* eröffnete der Korrespondent den Reigen mit dem Besprechen von praktischen Unterrichtsfragen, die er selbst in der vorhergehenden Sitzung befürwortet hatte. Als Thema hatte er sich das Schönschreiben aufs Korn genommen, und er wies dabei auf die verschiedenen Konflikte hin, die sich zeigen zwischen der deutschen Schrift mit ihrem eigenartigen Grössenverhältnis der Buchstaben, ihrer Schattierung u. s. w. und der gegenwärtig hier gebräuchlichen englischen Schreibmethode, wobel

*) Siehe Separatbericht über „Amerikanische Landschulen“, Seite 16 dieses Heftes.

Geläufigkeit die Hauptsache sei. Er und einige andere Kollegen, die sich an der sehr lebhaften Diskussion des Themas beteiligten, machten dann auch Vorschläge, wie die beiden Schreibmethoden einigermassen in Einklang gebracht werden könnten, ohne deren Eigenart zu beeinträchtigen. In der Januar-Versammlung wird Oberlehrer Max Reszke über das Thema sprechen: „Wie kann der deutsche Unterricht am besten gefördert werden?“

Die Versammlung des *Deutschen Lehrervereins*, die am 6. Dezember in der schmucken Aula der 23. Distriktschule stattfand, war sehr gut besucht, wofür der Präsident Damus in seiner Eröffnungsansprache besonders herzlich dankte. Kollege Richard Bücklers, der den Vortrag für diesen Nachmittag übernommen hatte, fand für seine gediegene Arbeit: „Streiflichter auf Lenaus Dichtungen“ verständnisvolle Aufnahme und er erntete dafür den verdienten Beifall. Grosse Anerkennung erzielte auch Frl. Emma Weitler mit ihren Klaviervorträgen: „Aufschwung“ und „Warum“ von Schumann. Bei der Erledigung des geschäftlichen Teiles wurde beschlossen, das *silberne Jubiläum* des Lehrervereins am Freitag, den 30. Januar 1914, mit einem solennen Bankett im Sinton Hotel zu feiern. Der Vorstand, der noch einige in der Bankett-Branche erfahrene Herren hinzugezogen hat, wird zweifelsohne die richtigen Vorbereitungen für dieses Stiftungs-fest treffen.

Während der Versammlung wurden von den Anwesenden aus den Volksliederbüchlein, die sich der Verein angeschafft, zwei Lieder gemeinschaftlich gesungen. Wenn der Singsang fürs erste Mal auch noch nicht so recht in Schwung kommen wollte, das nächste Mal wird es schon besser gehen. Die gemütliche Nachsitzung in der benachbarten Nord - Cincinnati Turnhalle, woran sich nicht nur die meisten Herren, sondern auch eine Anzahl Damen beteiligten, wird sich in Zukunft als eine ganz besonders beliebte und zugkräftige Nummer der Lehrervereins-Versammlungen erweisen.

E. K.

Milwaukee.

Reysamkeit im Lehrerverein. Alles schon da gewesen, sagt Ben Akiba. Diesmal irrt er sich doch. Denn die deutsche Lehrerschaft Milwaukee hat sich etwas geleistet, was noch nicht

da gewesen ist. Am 12. Dezember fand nämlich in *unserem deutschen Theater* eines jener Kammerspiele statt, auf die an dieser Stelle schon einmal hingewiesen wurde. Der Vergnügungsausschuss des deutschen Lehrervereins hatte unter dem Vorsitz von Frl. von Cotzhausen für diesen Abend einen gemeinschaftlichen Besuch des deutschen Theaters vorgesehen. Eine grosse Anzahl von Lehrern und Lehrerinnen hatte sich eingefunden, trotzdem ein ziemlich freies Stück, Hermann Bahrs „Der Meister“ gegeben wurde. Die allzuliberale Auffassung von der Freiheit im Ehestande fuhr aber einem der Kollegen dermassen in die Knochen, dass er bereits am Schluss des ersten Aktes von der Bildfläche verschwand. Dabei handelte es sich nur um einen weiteren Beleg des bekannten Wortes: Was dem einen recht ist, ist dem andern billig; mit anderen Worten: Wenn der Mann sich durch die Ehe nicht gebunden fühlt, braucht es die Frau auch nicht. Es gibt eben noch feinfühligere Menschen im rauhen Amerika. Das Schönste kommt aber noch. Nach dem Theater war ein gemütliches Zusammensein im Hotel Platz arrangiert. Ungefähr 50 Männlein und Weiblein im Verhältnis von 1 zu 10 besaßen genügend Mut, an einer langen, weissen Tafel Platz zu nehmen und bei einem Glase Bier (man hatte die Auswahl zwischen dunklem und hellem) ein Stündchen angenehm zu verplaudern. Das Letztere war früher häufiger der Fall. Aber die Zeiten haben sich geändert. Sic transit gloria mundi! Der oben erwähnte *Vergnügungsausschuss* trägt sich aber mit der ganz bestimmten Absicht, die alten Zeiten wieder aufleben zu lassen, und hat bereits für das ganze Schuljahr gesorgt: Im Februar sollen die Lehrer ein gemeinschaftliches Abendbrot einnehmen, im Mai wird das 40jährige Bestehen des Vereins mit Trommeln und Trompeten gefeiert, und im Juni gibt's einen Ausflug zu Mutter Grün. Wem fielen da nicht ein Refrain des herrlichen Liedes „O alte Burschenherrlichkeit“ ein, der bekanntlich lautet: „Noch lebt die alte Treue“? Damit ist's aber noch nicht genug. Es keimt und spriesst überall. Seit einigen Wochen haben sich die paar noch übrigen Vertreter des starken Geschlechts zu einem Singchor zusammengeschlossen und proben jeden Samstagnachmittag unter der begeisterten Leitung des Lehrers Karl Guth. Man munkelt auch hier von

ganz gediegenen und gemüthlichen Nachsitzen. Der Lehrerchor, dem sich bis jetzt 12 Mann angeschlossen haben — mehr können es nicht gut werden — trägt sich mit der stolzen Absicht, gelegentlich auch öffentlich eins zu singen.

Wie man den Zeitungen entnehmen kann, reckt die vielköpfige Hydra „Prohibition“ in vielen Gegenden unseres freien Landes ihr hässliches Haupt und bedroht sogar die Hauptstadt des Landes, wo verschiedene engherzige und nativistische Gesetzentwürfe die persönliche Freiheit und die Lebensfreude zu unterbinden drohen. Kraft seines Amtes als Präsident des Staatsverbandes Wisconsin (vom deutsch-amerikanischen Nationalbund) hat deshalb Prof. Leo Stern an die ihm unterstehenden Vereine und Mitglieder des Bundes einen mächtigen Ruf ergelassen und zu nachdrucksvollen Protestbeschlüssen aufgefordert. Der Feind wühlt und wühlt; da heisst es wachsam sein und furchtlos zuschlagen, wenn der Augenblick kommt.

Dem Beispiele anderer Städte folgend, hat man heuer auch bei uns mit einer öffentlichen Weihnachtsfeier den ersten Versuch gemacht. Da der Korrespondent der Ansicht huldigt, die Weihnachtsfeier habe doch mehr einen privaten Charakter, besonders wenn er an die im Vaterhause erlebten wunderbaren Bescherungsabende und Familien-Weihnachtsfeiern zurückdenkt, stand er der Sache eigentlich skeptisch gegenüber und trat mit gemischten Gefühlen seinen Gang an. Eine tausendköpfige Menschenmenge war der Bibliothek gegenüber versammelt, wo man aus Hunderten von gewöhnlichen Weihnachtsbäumen einen mächtigen Tannenbaum errichtet hatte, der sich mit einem Schlage, gerade als das Orchester das herrliche Weihnachtslied „O Tannenbaum“ intonierte, elektrisch beleuchtete. Ein feenhafter Anblick! Ein unwillkürliches „Ah“ entrang sich der bewundernden Menge, die lautlos und andächtig den Klängen der Musik bis zum Ende lauschte. Ein musterhaft gedrillter Knabenchor trug mit grossem Geschick und Gefühl das schöne Lied „Stille Nacht“ auf deutsch vor und ertete wohlverdienten Beifall. Es folgten noch verschiedene andere Nummern, die alle Anklang zu finden schienen. Man war überzeugt: eine öffentliche Weihnachtsfeier ist auch möglich und kann würdig begangen werden.

Hans Siegmeyer.

New York.

Verein Deutscher Lehrer von New York und Umgebung. Unvergesslich wird die Dezember-Sitzung den 28 Teilnehmern bleiben; feierte doch der treue Eckhardt des Vereins, Kollege H. von der Heide, der in den 30 Jahren seit der Gründung selten einer Versammlung fern geblieben ist, der immer das regste Interesse an allen Vereinsbestrebungen nahm, auf den man jederzeit rechnen konnte, wenn Opfer verlangt wurden, sein 50jähriges Lehrerjubiläum. 50 Jahre Lehrer! Wie vielen ist es vergönnt, diesen Tag zu erleben? Und dann dazu noch in dieser geistigen und körperlichen Frische, wie unser Freund und Kollege von der Heide. Mit jungem Herzen und fröhlichen Augen erzählte er, mit Humor gewürzt, seinen Lebensgang. Man sah es ihm nicht an, dass er 50 Jahre das schwere Amt ausgeübt hat und noch immer seinen Pflichten nachgeht. Wie ein 60jähriger stand er da und wusste aus der Jugendzeit zu plaudern: „Was die Schwalbe sang“. Der Vorsitzende, Dr. R. Tombo Sen. und Prof. Kayser, ein langjähriger Freund des Jubilars, erwähnten in ihren Ansprachen die vielen Verdienste des letzteren, besonders Prof. Kayser, der das Glück gehabt hatte, viele Jahre in engeren Beziehungen zu Herrn von der Heide zu stehen, schilderte ihn als Freund und Menschen, dessen gerader Charakter nur Verehrer machen konnte. Dr. Tombo überreichte dem Jubilar im Namen des Vereines eine, in schöner Form ausgeführte, von allen Anwesenden unterschriebene Anerkennungs-Adresse und zu gleicher Zeit wurde er zum Ehrenmitgliede ernannt. (Dem lieben Freunde und Kollegen entbieten auch wir unseren herzlichsten Glückwunsch zu diesem seltenen Feste. D. R.)

Der Vortragende des Abends war Prof. A. Remy von Columbia, der über die Entstehung einer Schriftsprache, mit besonderer Bezugnahme auf Deutsch und Englisch, sprach. Da Herr Prof. Remy eine Autorität auf diesem Gebiete, und der Vortrag deshalb von grossem Interesse für jeden modernen Sprachlehrer ist, so wird derselbe in einer der nächsten Nummern vollständig erscheinen.

R. O. H

Pittsburgh.

Zu einer vollgültigen Schulkorrespondenz gehört ja wohl eine Vereinschronik. Damit können wir jetzt auch

dienen, denn in letzter Zeit sind die Lehrervereinigungen hier wie Pilze aus der Erde geschossen. Die älteste und wirksamste solcher Verbindungen ist die „Pittsburgh Teachers' Association“. Zur Mitgliedschaft berechtigt sind alle Lehrkräfte im öffentlichen Schuldienst unserer Stadt mit Ausnahme der Schulleiter. Es ist die einzige hier bestehende pädagogische Verbindung, welche ein bestimmtes Programm besitzt und in geistiger sowohl wie in materieller Beziehung wirklich etwas geleistet hat. Gut organisiert ist das Lehrpersonal der high schools. Fast alle ihre männlichen Lehrer und Leiter gehören dem „Unity Club“ an, während die Frauen der verheirateten Lehrer ebenfalls einen Klub gegründet haben. Einen Sammelpunkt für männliche Lehrkräfte aller Art bildet die „Schoolmen's Fraternity“. Dort trifft man nicht nur Inspektoren, Leiter und Lehrer der öffentlichen Schulen, sondern auch Professoren der „University of Pittsburgh“ und des hiesigen Polytechnikums sowie Lehrer an Vorbereitungs- und sonstigen Privatschulen. Unter der taktvollen Leitung des Herrn Dr. Chambers, des tüchtigen Vorstehers der „University School of Education“, ist die Mitgliederzahl der letztgenannten Vereinigung stark im Zunehmen begriffen. In deren geselligen Zusammenkünften vergisst man jeglichen Rangunterschied und sieht in dem anderen nur seinen Kollegen. Etwas Ähnliches würde man in Deutschland vergeblich anstreben. Vereine für deutsche Sprachlehrer bestehen in dieser Gegend nur als Sonderabteilungen grösserer Verbände. So gibt es in der „Academy of Science and Arts“ eine „Germanic Section“, und in der „Secondary School Association of the Upper Ohio Valley“ befindet sich eine zum grössten Teil aus Lehrern des Deutschen zusammengesetzte Sonderabteilung für neuere Sprachen. Diese Gruppeneinteilung ist jedoch zu fabrikmässig, um lebensfähig werden zu können. Wo das Gefühl der Selbständigkeit fehlt, da bleibt auch die richtige Begeisterung aus. In diesem Massenbetrieb, wo die einzelne Fachgruppe nur als das Rad einer riesigen Maschine erscheint, vergeht einem alle Illusion. Ferner ist das gleichzeitige Abhalten der Sonderprogramme im höchsten Grade unpraktisch. Mancher interessiert sich für verschiedene Lehrgegenstände und

möchte infolgedessen mehr als einer Sitzung beiwohnen.

Neulich machte mein geschätzter Kollege, Herr John H. Adams, ein kleines Experiment, dessen Ergebnis recht tief blicken lässt. Er forderte vierunddreissig Schüler unserer Anstalt im Durchschnittsalter von siebzehn Jahren auf, das bekannte patriotische Lied „America“ aus dem Gedächtnis niederzuschreiben, und siehe da! nur sechs brachten den korrekten Wortlaut zu Papier. Was die übrigen unzählige mal gehört und mitgesungen hatten, sass immer noch nicht fest. Möge dieses manchem zerknirschten Lehrer bei der Durchsicht von deutschen Extemporalien zum Troste reichen!

Unter den Zöglingen unserer höheren Lehranstalten nehmen Vereinsmeierei und sonstige vom Unterricht ablenkende Auswüchse geradezu unheimliche Dimensionen an. Zu dem intensiv betriebenen Sport und den zahlreichen geselligen Veranstaltungen der Klassenorganisationen kommen jetzt noch Klubs für die einzelnen Lehrfähiger. Das fehlte noch! Die Herausgabe der Schülerzeitung und die Auf-führung von Theaterstücken zwecks Beschaffung der Mittel, um eine prunkhafte Schluss- und Klassenfeier abzuhalten, waren noch nicht zeitraubend genug! Unsere gehetzten Schüler kommen vor lauter ausserordentlichem Krimschram zu keiner ordentlichen Leistung mehr. Mit dem geschtesten Spezialarzt kann man leichter eine Verabredung treffen als mit Schülern, die eine Nachhilfestunde brauchen. Wenn es so fortgeht, wird es bald in den Köpfen unserer jungen Leute wie in einem pseudogelehrten Buche aussehen, welches nur unwesentliche Anmerkungen und Zitate aber keinen eigentlichen Text enthält. Vieles Beherzigenswerte haben uns die Herren von der Wisconsiner Staats-Universität mitgeteilt, und die Pittsburger lauschten mit verhaltenem Atem den Worten des wandernden Orakels. Leider liess es die Grundbedingung zur Verwirklichung seiner Ideen unerwähnt. Es hätte unserer Bevölkerung mit dröhnender Stimme zurufen müssen: „Ein Schulwesen, welches auf Kosten des Unterrichts ein Übermass von Spielerei gestattet, bildet ein seichtes Geschlecht heran und kann für den Ernst und die Würde des Lebens niemals das richtige Verständnis erwecken“.

H. M. Ferren.

III. Umschau.

Vom Lehrerseminar. Nach zweiwöchentlicher Pause wurde die Arbeit im Seminar und seiner Musterschule am 5. d. M. wieder aufgenommen. Für die Schüler des Seminars begann damit das zweite Tertial des Schuljahres. Ihre Zensuren für die Arbeit des ersten Jahresdrittels hatten sie vor Beginn der Weihnachtsferien erhalten. Bei Gelegenheit der Ausstellung der Zeugnisse konnte Direktor Griebisch den Schülern seine und der gesamten Fakultät Befriedigung über den in der Anstalt herrschenden guten Geist, ihre Arbeitsfreudigkeit, sowie auch ihre fast durchweg guten Leistungen aussprechen.

Die Jahresarbeit beschlossen beide Schulen mit einer gemeinsamen öffentlichen Weihnachtsfeier, bei der die grosse Turnhalle mit den Freunden der Anstalten bis zum letzten Platze gefüllt war. Das Programm der Feier bestand aus Deklamationen, Gesängen und kleinen Szenen in deutscher und englischer Sprache, und es beteiligten sich an der Ausführung desselben Schüler aus allen Klassen vom Kindergarten an.

Mit Bedauern sah sich der Vollzugsausschuss des Seminars genötigt, die von Herrn Georg J. Lenz gewünschte Entlassung aus seinem bisherigen Verhältnis zur Anstalt zu genehmigen. Herr Lenz bekleidete seit Beginn des laufenden Schuljahres die Stellung eines „Executive Secretary“. Es unterlag ihm als solchem die Ausführung der gesamten Agitationsarbeit. Bereits in den beiden letzten Jahren hatte er mit gutem Erfolge für eine Aufbesserung der Finanzen gearbeitet. Aus seinem Bestreben, das Seminar finanziell zu stärken, ging die Gründung der Seminar-Unterstützungsgesellschaft hervor. Doch seine mit grosser Energie und hochgehendem Enthusiasmus ausgeführte Tätigkeit erstreckte sich nach den verschiedensten Richtungen; er ebnete dem Seminar die bereits geöffneten Wege und fand neue dazu, um ihm seine Existenz zu erleichtern und seine Wirksamkeit zu erweitern. Er kann es sich zum Verdienst anrechnen, dass heute die Arbeit der Anstalt in Kreisen bekannt ist, in denen früher kaum ihr Name genannt wurde. Wenn er heute aus dem Verbands des Seminars, dem er

seit dem Jahre 1907 angehört, scheidet, so darf er des Dankes und der Anerkennung für seine geleisteten Dienste sicher sein. Die besten Wünsche seiner vielen Freunde begleiten ihn auf seine fernere Laufbahn. Herr Lenz wird am 1. Februar die Stellung als Lehrer des Deutschen an der Wadleigh High School zu New York antreten.

Frau Ella Flagg Young in Chicago, der erste weibliche Schulsuperintendent, den Amerika aufzuweisen hat, ist wieder im Amt. Seit Jahren hat wohl kein Schulfall soviel Aufregung verursacht wie der Fall Young. Als Frau Young in der kürzlichen Jahresitzung der Chicagoer Schulbehörde nicht wiedergewählt wurde, ging ein Sturm der Entrüstung durch die Chicagoer Frauenklubs. Massenversammlungen wurden abgehalten und die Amtsstube des Bürgermeisters Harrison wurde von Petenten bestürmt, welche die Wiedereinsetzung der Frau Young verlangten. Die Folge war, dass die Schulratsmitglieder, welche eine Wiederwahl der Frau Young vereitelt hatten, resignieren mussten, dass der inzwischen neugewählte Superintendent, John D. Shoop zu seiner Stellung als Hilfs-Superintendent zurückkehrte und dass Frau Young, der inzwischen eine Stellung als Leiterin der Schulabteilung einer Chicagoer Zeitung übertragen worden war, wieder auf ihren Posten zurückkehrte. Nach einer Erklärung des Dr. T. L. Harrington entstand die Spaltung zwischen Schulbehörde und Frau Young durch die von der letzteren vorgenommene Einführung der Sexualaufklärung in die öffentlichen Schulen. Bürgermeister Harrison soll nach den Berichten der Presse die Resignationen der entlassenen Schulratsmitglieder seit deren Ernennung in Händen gehabt haben.

Das Deutschtum von Indianapolis erlitt einen schweren Verlust durch den am 7. Dezember erfolgten Hingang eines seiner hervorragenden Vertreter, Herrn Philipp Rappaport. Ein überzeugungstreuer, kerndeutscher Mann ist mit ihm dahingeschieden. Er genoss die Achtung aller, die ihn kannten, auch derer, mit denen er in politischen und sozialen Fragen anderer Ansicht sein musste. Der Nordameri-

kanische Turnerbund, wie auch der Deutschamerikanische Nationalbund verlieren an ihm einen seiner fähigsten Mitarbeiter.

Frau Dr. Maria Montessori befindet sich gegenwärtig auf einer Vortragsreise in Amerika. Sie muss sich durch einen Dolmetscher verständlich machen.

Prof. James McAllister, der frühere Superintendent der Milwaukeeer Schulen und zeitweiliger Direktor des Drexel Instituts in Philadelphia, starb auf dem Dampfer, der ihn nach Bermuda bringen sollte.

Fortbildungsschulen sind nun in den folgenden Städten Wisconsins eingerichtet: Appleton, Beaver Dam, Beloit, Chippewa Falls, Cudahy, Eau Claire, Green Bay, Janesville, La Crosse, Manitowoc, Marinette, Menasha, Menominee, Neenah, North Milwaukee, South Milwaukee, Oshkosh, Two Rivers, Wausau, West Allis. Weitere Schulen werden demnächst eingerichtet in Marshfield, Stevens Point, Ashland, Grand Rapids, Portage, Watertown und Waukesha.

Die Chicagoer Schulbehörde hat die Stelle eines Superintendents für Schulplätze geschaffen und dafür ein Gehalt von \$2000.00 vorgesehen. Carl A. Melzer, ein Gärtner, ist für die Stelle ausersehen worden.

Der Staat California hat ein Gesetz angenommen, welches verheiratete Lehrer oder Lehrerinnen anhält, ihre Gehaltsanweisung durch den Ehegatten gegenzeichnen zu lassen. Ohne Gegenzeichnung erfolgt die Auszahlung nicht.

Die Schulbehörde von Winchester, Mass., hat ihren Lehrern verboten, Geschenke von Schülern oder ganzen Klassen anzunehmen. Auch ist den Lehrern untersagt worden, Preise für hervorragende Leistungen zu verteilen.

Die Schulbehörde von Cincinnati, Ohio, beansprucht die Legung von geräuschkämpfendem Pflaster in der Nähe der Schulgebäude und wird ihre Forderung, wie das „Schoolboard Journal“ berichtet, gerichtlich festlegen lassen. Die Frage kam zur Diskussion als vor einigen Wochen bei einer Straßenverbesserung Granit anstatt der vom Schulrat vorgeschlagenen Holzböcke zur Verwendung gelangte.

Neue Freiluft-Schulen sind für die Wintermonate eröffnet worden in Boston, Mass., Minneapolis, Minn., Washington, D. C., Toledo, Ohio, Worcester, Mass.

Freie Zahnkliniken für Schulkinder sind eingerichtet worden in den Schulen von Batavia, N. Y., Evansville, Ind., Cleveland, O., Mobile, Ala., Saginaw, Mich., Youngstown, O., und Troy, Ala.

Walworth County, Wisconsin, hat seine drei Landschulen aufgegeben und eine Zentralschule angelegt, zu welcher die Kinder aus allen Teilen des County per Auto gebracht werden. Fuhrwerke stehen für den Winter und für das regenreiche Frühjahr in Bereitschaft.

In Cincinnati wurde kürzlich der 81. Geburtstag von Heinrich A. Rattermann gefeiert.

„Nicht nur in seinem Wohnsitz Cincinnati hat man,“ so schreibt Louis Viereck der Tögl. Rundschau, „dem Nestor der deutschamerikanischen Geschichtsforschung an seinem Ehrentage zugejubelt. In New York wurde — und das mag ihm das angenehmste Geburtstagsgeschenk gewesen sein! — eine Gesellschaft für deutschamerikanische Geschichtsforschung begründet.“

Der New Yorker Arzt Dr. J. A. Mandel hat der Stadtbibliothek von New York eine Sammlung von mehr als 200 Büchern über Kaiser Wilhelm II. geschenkt. Die New Yorker Stadtbibliothek ist die grösste Bücherei in ganz Amerika nächst der Kongressbibliothek in Washington. Sie umfasst über 2,000,000 Druckschriften aller Art.

In einem Vortrage, den Dr. Max Henius, der Vizepräsident der Bibliotheks-Behörde in Chicago, Ill., über die öffentliche Bibliothek hielt, gab er an, dass die deutsche Abteilung der öffentlichen Bibliothek 27,500 deutsche Bücher enthielte und in jedem Jahre etwa 1000 neue deutsche Bücher angeschafft würden.

Philologen zahlreicher Universitäten und Colleges nahmen an der in Cambridge, Mass., abgehaltenen dreitägigen Jahresversammlung der Modern Language Association of America teil; der Präsident des Verbandes ist Prof. A. R. Hohlfeld von der Staatsuniversität von Wisconsin.

Auch die Universität New York veranstaltet im Sommer 1914 eine Studienreise nach Deutschland. Auf dieser auf anderthalb Monate berechneten Fahrt, die unter der Führung Dr. Kurt E. Richters, des Universitäts-Dozenten über vergleichende Schulsysteme und Lehrers des Deutschen am College of the City of New York, vor sich gehen wird, soll den Teilnehmern Gelegenheit geboten werden, das Schulleben Deutschlands aus eigener Anschauung kennen zu lernen und sich durch gesellschaftlichen Verkehr mit deutschen Pädagogen zu bilden. Die meisten hervorragenden Pädagogen Deutschlands haben, wie die New Yorker Staatsztg. berichtet, ihre Unterstützung in Gestalt von Vorträgen zugesagt, die alle in englischer Sprache gehalten werden, ebenso wie man nur des Englischen mächtige Führer verwenden wird.

Präsident Thomas Francis Kane von der Universität des Staates Washington wurde seines Amtes entsetzt. Es wird ihm zum Vorwurf gemacht, dass er fortschrittliche Ideen im Unterricht nicht aufkommen liess und seinen Professoren nicht gestattete, weder im Kolleg, noch ausserhalb der Universität ihre Ansicht frei kundzutun.

Die deutsche Lehrerschaft rüstet sich bereits in den Lokalvereinen für die Verhandlungen des zu Pfingsten 1914 zu Kiel stattfindenden Allgemeinen Deutschen Lehrertag. Als Hauptpunkt steht auf dem Programm desselben die nationale Einheitsschule, eine Frage, die bei uns wenigstens in der Theorie gelöst ist. Ausserdem kommen die folgenden beiden Themen zur Besprechung: „Droht unserer Schularbeit die Gefahr der Veräusserlichung und wie ist ihr zu begegnen?“ und „der Deutsche Lehrerverein und die pädagogische Wissenschaft“. Das Für und Wider einer jeden Frage wird in den Lokalverbänden aufs eingehendste beraten, und ein jeder Besucher der allgemeinen Tagung ist darum vollständig mit der Frage vertraut und hat zu ihr Stellung genommen.

In Berlin hat vor einigen Wochen Fräulein Dr. med. Rahel Hirsch, Assistentin an der zweiten medizinischen Universitätsklinik, den Professorentitel erhalten. Deutschland hat nun drei weibliche Professoren, die sämtlich den naturwissenschaftlich - medizinischen Disziplinen angehören. Gräfin Maria von Linden, die als erste der

drei den Professorentitel erhielt, ist gegenwärtig Leiterin einer Abteilung des Hygienischen Instituts der Universität Bonn. Die zweite der drei deutschen Professorinnen, Frau Dr. Lydia Kempner, geb. Rabinowitsch, kam vom Studium der Botanik zur medizinischen Forschung. Eine geborene Rusin, hatte sie in der Schweiz studiert und kam als Schülerin Robert Kochs nach Berlin. Eine zeitlang war sie Dozentin an der Frauenuniversität in Philadelphia, kehrte jedoch nach Berlin zurück, um nun am Pathologischen Institut der Universität ihre Forschungen fortzusetzen.

Die Giessener Studentenschaft hielt zu Ehren des Germanisten Behaghel, der seit 25 Jahren in Giessen tätig ist, einen Festkommers ab, an welchem 1000 Studenten und der gesamte Lehrkörper der Universität teilnahmen.

Die preussische Lehrerschaft ist in eine Gehaltsbewegung eingetreten. Sie fordert 2000—4500 M., also 600 M. Anfangsgehalt und 1200 M. Höchstgehalt mehr als bisher.

Auf Anregung der Grossherzogin Luise werden von Anfang November bis Ende März an verschiedenen Orten Badens Spinnkurse veranstaltet, in denen SchülerInnen der Volksschuloberklassen unentgeltlich im Spinnen unterwiesen werden.

Die Stadt Kassel hat beschlossen, einen botanischen Schulgarten anzulegen, und zu diesem Zwecke 20,000 M. bereitgestellt. Aus diesem Garten sollen die Schulen mit Anschauungsmaterial versorgt werden.

Die Angriffe auf das Lesebuch in seiner gegenwärtigen Gestalt mehrten sich. In den „Neuen Bahnen“ redet jetzt H. Kempinsky „der Erlösung der Gedichte aus dem Lesebuche“ das Wort. Er empfiehlt, die Gedichte den Schülern auf einzelnen Blättern in die Hand zu geben: Jedes Gedicht müsste sich auf einem besonderen „Blatte“ befinden, das je nach Umfang eine oder mehrere Druckseiten umfassen könnte. Die Wirkung des Gedichtes müsste auch durch schwarze oder farbige Zeichnungen, Randleisten u. dgl. gehoben werden. Manchem Texte dürften auch Noten beigelegt sein. Die Leseblätter gestatteten dem Lehrer, immer wieder neue Tore der Schönheit vor den erstaunten Kinderherzen aufzutun.

Die Sammelmappe werde zu einer köstlichen Truhe werden, in die Blatt um Blatt versenkt werde. „Das Lesebuch kennen wir“, sagen sich Kind und Schulentlassene. Für den Inhalt der Mappe werden sich immer neue Quellen öffnen. — In ähnlichem Sinne spricht sich Lehrer Blume, Brachstedt, im „Roland“ aus:

„Der Lehrer tritt jedes Jahr einen schweren Gang durchs Lesebuch an. Auf welche Weise ist er vor der stets drohenden Ermüdung zu schützen, und wie kann (da gerade von Deutsch die Rede ist) die Gedichtbehandlung auf eine höhere Stufe geführt werden? Weg mit dem Lesebuch! Eine Forderung, die, wenn ich nicht irre, schon Gansberg erhoben hat. Was soll diese Sammlung von Bruchstücken ohne inneren Zusammenhang, wo wir genug vorzügliche und billige Sammlungen besitzen, die Lesestoffe bieten! Ich nenne nur die deutsche Jugendbücherei und die Schatzgräbersammlung.

Wie ganz anders wird der Unterricht sich gestalten, wenn der Lehrer vor neuem Stoffe steht! Wieviel Kraft muss sogleich frei werden, die durch drückende Unlust gehemmt war! Die Klasse wird lebendig, der psychische Kontakt ist da, plötzlich entspringt er den Köpfen wie ein freudiger Funke. Berufsfreudigkeit, höheres Einschätzen der eigenen Tätigkeit, Widerstandskraft gegen sonstige Schattenseiten des Berufs: das wird die Linie sein, auf der die Umbildung des Bewusstseins vorwärts schreitet.“ Mit dem Ausruf: „Lehrerschutz um der Jugend willen!“ schliesst der Aufsatz.

„Ich halte das Lesebuch für ein notwendiges Übel“, erklärt der Schweizer Schulmann Dr. Zollinger in der Schw. Lehrerztg. Der schlimmste Nachteil des Lesebuchs ist seiner Ansicht nach

der, dass es nur Lesestücke gibt und nie etwas Grosses, Ganzes, etwas, das das Interesse der Kinder einige Zeit festzuhalten vermöchte. Wir sollten schon früh uns an die Lektüre eines Ganzen wagen.

Wie die Tögl. Rundschau erfährt, plant ein Bonner Professoren - Ausschuss, dem auch industrielle Kreise nahestehen, die Herausgabe einer periodischen Zeitschrift für Südamerika, die in zwei Ausgaben, einer spanischen und einer portugiesischen, erscheinen soll und die wirtschaftlichen und geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und Südamerika fördern soll. Die Schriftleitung der Zeitschrift soll in Deutschland von Deutschen besorgt werden.

Präsident Juanschikai von China empfing kürzlich den Herzog Kunglinji, einen Nachkommen des Konfuzius. Kunglinji legte sein Familienarchiv und seinen Stammbaum vor, worauf Juanschikai ihm die erste Klasse des Reisährenordens verlieh. Ferner gab der Präsident einen Erlass heraus, nach welchem die seit 2000 Jahren geübte Konfuziusverehrung unter der Neuzeit angepassten Formen aufrecht erhalten werden soll.

Eine Deputation des bulgarischen Lehrerverbandes sprach beim Unterrichtsminister Dr. Peschew vor und verlangte die Bezahlung der Lehrergehälter, die von der bulgarischen Staatskasse schon seit einiger Zeit nicht ausbezahlt worden sind. Die Deputation drohte für den Fall, dass die Gehälter nicht bald ausbezahlt worden sein sollten, mit dem Generalstreik aller Volks- und Mittelschullehrer in Bulgarien.

Karl Schauer mann.

IV. Vermischtes.

Jahres-Rückblick.

Vorüber ist das alte Jahr!
Ob's fröhlich dir, ob's traurig war,
ob du geweint, ob du gelacht,
ob du geschlummert, ob gewacht,
ob du die Zeit genützt hast
oder vergeudet und verprasst,
das Jahr, das einst so lang dir schien,
vorüber rauscht es, hin ist hin!

Vorüber, vorüber!

Und doch, das Jahr, das du erlebt,
und was du drin erwirkt, erstrebt,
der Schweiß von deinem Angesicht,
die heil'ge Arbeit deiner Pflicht,
dein Ringen mit des Lebens Not,
dein Stillesein in deinem Gott,
was dein an Schmerz und Freude war,
du nimmst es mit ins neue Jahr
hinüber, hinüber!

(† Bosse, preuss. Kultusminister.)

Aus „Deutsche Blätter für Erziehenden Unterricht“ XXXVII No. 15.

Gegen das Milchtrinken der Schulkinder während der Frühstückspause wendet sich der Kinder- und Schularzt Dr. M. Cohn in Breslau. Er wünscht ein Verbot des Milchtrinkens zum zweiten Frühstück, da die Milch ein voluminöses Nahrungsmittel ist, das leicht Sättigungsgefühl hervorruft und daher die Kinder hindert, eine ausreichende Menge fester Nahrung zu sich zu nehmen. Nur Kindern, die ein besonderes ärztliches Attest mitbringen, dürfte ausnahmsweise der Milchgenuss gestattet werden. Er empfiehlt dringend das Verzehren frischen Obstes während der Pause und Aufhebung der hier und dort bestehenden Verbote des Obstmitbringens. Als eigentliches Getränk solle nur gutes, frisches Wasser dienen.

Was ist ein Wackes? Als Beleg dafür, wie der Ausdruck Wackes von Elsässern selbst gebraucht wird, teilt die „Strassburger Post“ ein Gedicht des elsässischen Dialektdichters August Schneider (1813 bis 1888) mit, das sich in dessen „Elsässischen Gedichten und Liedern“ findet. Es lautet:

„Bummler und Wackes“.

M'r sagt, dass d' Mensche in der Welt
Zuem Schaffe sin gebore;
Doch weiss m'r, dass nitt alli au
Gern dicki Brettle bohre;
's gibt gar viel, wo im Müssigang
Viel lewer sich ergewe,
Un wo d'no von der Hand zum Müll
G'rad in de Daa nyn lewe.

In Ditschland heisst mer „Bummler“
die,
Wo so e Lewe führe.

Wo Daa vor Daa, Jahr üs, Jahr yn,
Nix duen als 'rum spaziere.
Hyt luentscht d'r Bummler uf de Bänk,
Erum uf d'r Promnade,
Un morje mit der Fischgert steht
Er stundelang am Stade.

E-n-andermol im Tribunal
Kann m'r 'ne 'rum sehn schliche,
D'no, wenn er Hunger het un Geld,
Hinstosse-n-in d'Volksküche;
Au lauft er de Soldate nooch
Wenn uf d' Parad sie zeije;
An alle-n-Ecke kann m'r sehn
De Bummler stehn un leye.

E b'sund're Bummler han mer hie,
M'r duet ne „Wackes“ nenne;
Uf Plätze, in de Gasse kann
M'r sehn erum 'ne renne.
D'Händ in de Hosse, d'Kapp im Gnick,
Im Müel e-n-ird'ne Klowwe,
Un d'Streich, wo er de-n-ehrl'che Lyt
Anduet, wurd nieme lowwe.

In alle Kneipe, uf de Tänz
Het er e so sin Trywe;
Er kann emol halt an ei'm Ort
Gewiss nit gar lang blywe.
Mit Maidle macht er schlechti G'späss,
Kriejt dannetmann au Mackes,
Un kummt nit selte-n-in de Böu,
Kurzum er isch ... e Wackes.

Was han so Bummler, Wackes au
For d'Zukunft Guet's zu hoffe?
Wenn einer so im Müssigang
Johr' lang isch 'rum geloffe,
Was hett er in de-n-alte Daa
Noch in d'r Welt ze-n-erwe?
's Marxbrod ze-n-esse höchstens noch
Un ... im Spital ze sterwe.

Das deutsche Märchen.*

(Zur Schulaufführung geeignet.)

Personen:

Das Märchen.	Aschenbrödel.
Ein kleines Mädchen.	Erste Schwester.
Rotkäppchen.	Zweite Schwester.
Schneewittchen.	Mutter.
Sieben Zwerge.	Prinz.
Dornröschen.	Rosenrot.
Die Alte im Turm.	Schneeweisschen.
	Ein Engel.

Die Szene wird durch grüne Sträucher oder Tannen gebildet; im Vordergrund stehen Riesenblumen: Mohn, Lilie, Heckenrosen in einem Busch verteilt, Frauenschuh, eine weisse und eine rote Hyazinthe.
Das Märchen rechts im Vordergrund auf einer Rasenbank. Es schläft.

* Aus der „Schweizerischen Lehrerzeitung“, Dezember 1910.

Ein Kind (tritt auf).

Still ist's im Wald, die kleinen Vöglein
schweigen,
Häselein und Rehe bergen sich im
Busch,
Die Blättlein scheinen flüsternd sich
zu neigen,
Ein Mücklein summt, ein Käfer
schwirrt, husch, husch!
Mir gruselt's leis, ich bin allein da
draussen,
Die kleinen Elfelein möcht' ich suchen
geh'n;
Lieb Mutter sagt, dass sie im Walde
hausen,
Und o wie gern möcht' ich sie tanzen
seh'n.

(Es erblickt das schlafende Märchen.)

Was schimmert dort — ein Rücklein
seh ich leuchten,
Und goldne Sternlein blitzen helle
drauf,
Ein Mädlein ruhet in dem Moos, dem
feuchten,
Es schläft so süß. — Du liebes Kind,
wach auf!

(Es ist ganz an das Märchen herange-
treten.)

Das Märchen (erwacht).

Eine Stimme hör' ich schallen,
Menschenkind, wer bist du, sprich?
Kommst in grüne Waldeshallen,
Weckst aus süßem Schlummer mich.

Kind.

Mutter sagt, beim hellen Mondenglanze
Spielen zarte Kinder durch den
Strauch,
Schweben auf und ab im Elfentanze,
Sag, bist du ein trautes Elfelein auch?

Märchen.

Starke Riesen, holde Feen,
Zwerglein auch, den grauen Wicht,
Lass ich brave Kinder sehen;
Doch ein Elfelein bin ich nicht.

Märchen heiss ich, liebe Kleine,
Märchen mit der Zauberhand
Führet dich beim Lichterscheine
In der Träume goldnes Land.

(Das Märchen zeigt dem Kinde die
Riesenblumen.)

Siehst du die Blumen spriessen,
Lilie, Mohn und Röselein
Schliessen in dem Kelch, dem süßen
Holden Märchenzauber ein.

Neig dein Ohr dem leisen Klingen,
Hörst du den Silberton?

(Während das Kind sich gegen den
Mohn neigt, ertönt hinter der Szene
leises Klingen; das Märchen erhebt
winkend die Hand mit dem goldenen
Zauberstab.)

Märchengeister, regt die Schwingen!
Dunkle Schatten — weicht davon.

(Das Klingen hat aufgehört.)

Kind (zum Märchen gewendet).
Rotkäppchen hat die Blume mir ge-
nannt.

Sieh da, schon öffnet sich die Wand.

Rotkäppchen

(erscheint ein Körbchen am Arme, in
der Hand einen Blumenstrauß
haltend).

Froh wandr' ich zu Grossmütterlein
Mit meinem Blumenstrauß,
Die Mutter gab ein Fläschchen Wein
Und Kuchen mir zu Haus.

Grossmütterlein ist schwach und
krank,

Wird sich am Kuchen freu'n,
Es wird der frische, kühle Trank
Ihm neue Kraft verleih'n.

Die Mutter gab den Korb und sprach
Mit freundlichem Gesicht:
Rotkäppchen, geh' nicht zu gemach,
Säum auf dem Wege nicht.

(Es verschwindet.)

Das Märchen

(führt das Kind zur Lilie).

Lilie weiss und schneerein
Soll der Blümchen zweites sein.
Lausche wieder, neig dein Ohr.

(Das Märchen macht wieder ein
Zeichen.)

Zwerglein, Zwerglein steigt empor,
Hebet an die Trauerklage
Um des Lieblings junge Tage,
Schneewittchen ruht in Blumen bleich,
Dem blanken Schnee, der Lilie gleich.

Schneewittchen

(umgeben von den sieben Zwergen).
(Man hört aus dem Hintergrunde ei-
nige Akkorde eines Trauermarsches.)

I. Zwerg.

Schlaf, süßes Kind, in stiller Waldes-
nacht,
Die treuen Zwerglein halten bei dir
Wacht.

II. Zwerg.

Durch Tanngezweige blitzt der Ster-
nenschein,
So strahlten deine lieben Äugelein.

III. Zwerg.

Nachtlüftchen kühl um deine Wangen
zieh'n,
Ach, gestern noch sahn wir sie rostig
blüh'n.

IV. Zwerg.

Schlaf süß, geliebtes Kind, es
schweigt der Tann,
Häselein und Rehe schleichen scheu
heran.

V. Zwerg.

Horch im Gezweig der Vöglein klagend Lied,
Sie trauern auch, dass uns Schneewittchen schied.

VI. Zwerg.

O schlafe sanft, bis dich der Morgen grüsst,
Im ersten Sonnenstrahl dein Antlitz küsst.

VII. Zwerg.

Schlafe wohl, Schneewittchen, träume stiss und gut,
Du ruhst in deiner treuen Zwerglein Hut.

Kind.

Da sitzen sie im Jammer schmerzgerührt;
Doch weiss ich ja, bald soll es fröhlich enden:
Ein flinkes Ross den Prinzen waldwärts führt,
Der Zwerglein Trauer wird zur Lust sich wenden,
Und froh klingt wieder ihres Hammers Schlag,

(zum Märchen sich wendend)

O sag, darf ich nun auch Dornröschen schauen?

Von wilden Röslein blüht es rings im Hag,

Ob sie mir ihr Geheimnis anvertrauen.

(Sie nähert sich den Blumen, lauscht. Man hört im Hintergrund leise Musik. Zum Märchen gewendet.)

Sie flüstern leise von den weisen Frauen

Und von der alten in dem Turmgemach.

Märchen (winkt mit der Hand).
Mein Wink erfüllet deine Wünsche,
Erwach, Dornröschens Bild, erwach!

Dornröschen.

(die Alte sitzt am Spinnrocken, Dornröschen steht daneben).

Dornröschen.

Ei guten Tag, du graue Alte mir.

Alte.

Gut Tag, gut Tag! wie kamst du her zu mir?

Dornröschen.

Durchs Haus bin ich gewandert um und um;

Treppab und -auf kam endlich ich zum Turm,

Den rost'gen Schlüssel dreht ich schnell im Schloss,

Ins Stübchen schaut ich, drein die Sonne floss,

Ein lustig Ding sah ich am Boden springen,

Zeig her, ob es wie dir mir wird gelingen.

Alte (springt auf).

Halt ein und rühr' die Spindel mir nicht an.

(Dornröschen sticht sich und sinkt auf den Sitz der Alten. Diese klagend.)

Zu spät, zu spät, das Unheil ist getan.

Erfüllet ist der alte Zauberbann,
Der traumlos lange, lange Schlaf begann.

Gut Nacht, Dornröschen, schlummre hundert Jahr,

Bis dich der Prinz erweckt im Lockenhaar.

(Die Wand schliesst sich, ohne dass Dornröschen sich rührt.)

Kind (umfasst den Stengel des Frauenschuhs).

Ob Frauenschuh im bräunlichen Gewand,

Auch seltne Märe zu berichten fand?

(Neigt sich auf die Blume; man hört im Hintergrund die Klänge einer Tanzweise während der ersten Worte, die in abgebrochenen Sätzen gesprochen werden.)

Ich hör Musik — jetzt laut — nun wieder leise —

Von Geig' und Flöte tönt die Tanzweise. —

(Die Musik hält inne.)

Still wird's. Mir scheinen Vöglein zu schwirren,

Ein Finklein zwitschert, frohe Täubchen girren.

Märchen (neckisch).

Sammeln Linsen in ein Töpfchen,
Schlechte wandern wohl ins Kröpfchen.

Kind.

Ich hab's gefunden, lass das Necken sein,

Dein nächstes Bild wird Aschenbrödel sein.

Märchen.

Teilt euch Wände, fallt ihr Hüllen!

Aschenbrödel.

(Aschenbrödel sitzt auf einem Sessel. Hinter ihr stehen die Mutter und die beiden Schwestern. Einige Schritte von ihr entfernt steht der Prinz mit dem goldenen Pantöffelchen in der Hand.)

Erste Schwester.

Aschenputtel, schäme dich,

Zweite Schwester.

Trägst dein Kleid nicht säuberlich.

Mutter (drohend).

In der Asche lagest du.

Erste Schwester

Grober Fuss in grobem Schuh

Passt nicht ins Pantöffelchen

In das goldne, zierlich klein.

Prinz

(tritt herzu und kniet nieder, um ihr das Pantöffelchen anzuprobieren)
Rauhes Wort soll dich nicht rühren,

Lass das Schühlein mich probieren,
Flog ich nicht mit dir im Tanz
Bei der Kerzen hellem Glanz.

Zweite Schwester.

Ha, wie wird mir, Mutter seht,
Goldner Schuh dem Fusse geht.

Mutter.

Meine Sinne packt die Wut,
Ach, umsonst floss euer Blut.

Erste Schwester.

Hämmernd pocht es mir im Hirn.

Mutter.

Fort mit dir, du Bettlerdirn.

Prinz

(fasst Aschenbrödel bei der Hand).

Ruhig, Aschenbrödel traut,
Führ' zum Schlosse dich als Braut.

(Geht ab, die Wand schliesst sich.)

Kind.

Wie ward mir so beklommen um das
Herz,

Ich fühlte ganz arm Aschenbrödels
Schmerz.

Märchen.

Siehest die Hyazinthe dort,
Neig dein Ohr, lausch ihrem Wort.

Kind.

Die Hyazinthen fragt' ich, weiss und
rot,

Schneeweisschen nennen sie und Ro-
senrot.

Märchen.

Sind die beiden, die ich meine.
Schneeweisschen, Rosenrot — er-
scheine!

Schneeweisschen und Rosenrot
(sich umschlungen haltend, im Moose
sitzend, in geringer Entfernung steht
ein Engelein.)

Rosenrot.

Sieh ein glänzend Englein dort,
Sieh, Schneeweisschen lieb;
Schaut so freundlich fort und fort,
Wenns bei uns nur blieb.

Schneeweisschen.

Ward geschickt vom lieben Gott,
Als am Abgrund tief
Ich mit dir, lieb Rosenrot,
Festen Schlummer schlief.

(Abwechselnd) **Beide.**

Wollen kosen, liebend scherzen,
Immer gehn zu zwein;
Nichts soll trennen unsere Herzen,
Nur der Tod allein.

(Die Wand schliesst sich.)

Märchen

(Es zieht das Kind neben sich nieder
auf die Rasenbank)

Bilder schwanden. Einen Blick
Wirf ins Märchenreich zurück,
Sieh die wechselnden Gestalten
Zauberfreudig sich entfalten.
Wandre dann an meiner Hand
Helmwärts aus dem Wunderland.

(Die Wände öffnen sich wieder, alle
Personen des Märchens erscheinen, zum
lebenden Bild geordnet, in dessen Mitte,
etwas erhöht, der Engel steht. Wäh-
rend im Hintergrund Musik ertönt;
dann löst es sich unter den Klängen
eines Marsches auf! Die Figuren zie-
hen an den Zuschauern vorbei; als
letzte schliessen sich das Kind und das
Märchen an!)

H. V.

Bücherschau.

I. Bücherbesprechungen.

Wilhelm Tell. Schauspiel von *Friedrich Schiller*. Edited with introduction, notes and vocabulary by *Richard Alexander von Minckwitz* (DeWitt Clinton High School, New York City). New York, Charles E. Merrill Co., (1905). 355 pp., 12mo. Cloth, 65 cents.

Schillers Wilhelm Tell. Edited with introduction, notes, and repetitional exercises by *Bert John Vos*, Professor of German in Indiana University. Edition without vocabulary. Boston, Ginn and Company, (1911). lvii + 300 pp., 16mo. Cloth, 60 cents. (Edition with vocabulary, xxviii + 387 pp., 70 cents).

Kabale und Liebe. Ein bürgerliches Trauerspiel von *Friedrich Schiller*. Edited with introduction, notes and appendix by *Wm. Addison Hervey*, Associate Professor in Columbia University. New York, Henry Holt and Company, 1912. cvii + 279 pp., 16mo. Cloth, \$1.00.

Schiller, Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder. Ein Trauerspiel mit Chören. Edited by *Karl Breul, Litt. D., Ph. D.*, Schröder Professor of German in the University of Cambridge. Cambridge, University Press (New York, G. P. Putnam's Sons), 1913. ci + 279 pp. Cloth, \$1.25.

Nach dem Urteil eines — zum Glück für uns nicht massgebenden — Kritikers bezeichnet nichts so sehr den Tiefstand der germanistischen Wissenschaft in Amerika als die grosse Anzahl von Schulausgaben von Schillers Tell. Und nun kommen zu den „unzähligen überflüssigen“ gleich zwei neue — oder eigentlich drei, denn ein weiteres Verlagshaus hat ebenfalls eine solche angekündigt, die vielleicht mittlerweile erschienen ist. (Beiläufig sei bemerkt, dass diese Ankündigung an dem verspäteten Erscheinen meiner Besprechung die Hauptschuld trägt, da ich gleich alle drei zusammen zu besprechen gedachte). Dass die immer noch stetig wachsende Zahl der Teilausgaben mit der beste Schrittmesser für das wenigstens zahlenmässige Erstarren des deutschen Unterrichts hierzulande ist und insofern als ein erfreuliches Zeichen betrachtet werden muss, ist unserm Herrn Kritikus entgangen; und dass die Beliebtheit des Tell nicht abnimmt, ist kein schlechtes Zeugnis für unsern Geschmack, allen Neutönern zum Trotz. Und wenn es, um allen durchaus berechtigten wechselnden Anforderungen zu genügen, ebenso viele Ausgaben unseres Dramas gäbe, als es heute Richtungen in der deutschen Literatur gibt, so wäre das auch noch lange kein Schaden.

Was die beiden hier genannten Ausgaben anlangt, so genügt eine auch nur flüchtige Betrachtung, um die von Professor Vos als die weitaus bessere auszuweisen. Minckwitz' Einleitung — 30 Seiten, wovon indes nur knapp acht Seiten eigene Arbeit des Herausgebers darstellen, während der Rest sich in den Abdruck kritischer Ansichten über das Drama aus andern Werken, Bibliographie und Zitate aus dem Tell teilt, — ist infolge ihrer Kürze nicht imstande, von des Dichters Leben und von den historischen und sagenhaften Grundlagen des Stückes ein klares Bild zu geben. Gelegentlich führt die Kürze des Ausdrucks direkt zu Missverständnissen; so S. 10 oben, wo von der Krankheit Schillers die Rede ist; auch mit der Bemerkung über die Einladung nach Bauerbach (Baumbach ist ein unentschuldbarer Druckfehler) S. 11 wird der Schüler ohne weitere Erklärung nicht viel anzufangen wissen. Mit dem Abdruck der „Critical Opinions“ hat sich von Minckwitz leicht gemacht; zum mindesten hätte der Herausgeber zu den absprechenden Urteilen (z. B. Ende des Abschnittes aus

Vilmar) Stellung nehmen und Unrichtigkeiten wie den überwiegenden Anteil Goethes an der Entstehung des Dramas, wie Bayard Taylor meint, korrigieren sollen. Die Bibliographie, die nur jeweils den Namen des Verfassers (ohne den Vornamen) und den Titel des Werkes verzeichnet, ohne Ort und Jahr des Erscheinens oder sonstige Angaben, — z. B. Fischer: Schillers Jugendschriften — ist für mich das Muster einer Bibliographie, wie sie nicht sein soll; weder der Durchschnittslehrer noch der eifrigste Schüler wird sie benützen können. Dasselbe gilt von der einleitenden Anmerkung auf S. 229; die lakonische Angabe „Dän (lies: Dänd) licker (Zü- rich)“ statt des vollen Titels des Werkes ist völlig wertlos. — Nicht ganz richtig ist die Anmerkung zu Vers 116 (wie alliteriert nicht); 193 (gerade weil die österreichischen Herzöge wussten oder fürchteten, dass die Kaiserwürde nicht bei ihrem Hause verbleiben würde, wollten sie die Schweiz für sich selber); 908 (Albrecht hat den Kaisertitel nie getragen); 971 Schluss (in auf Erden steckt kein alter Genitiv); 1095 (dass die Geistlichkeit auf der Seite Österreichs gestanden habe, ist eine gänzlich ungerechtfertigte Annahme); 1181 (es ist hier ein Fährmann gemeint, der natürlich nicht auf die Fährre wartet, sondern sie besorgt); 1585* (Wiederholung von 445*); 2021 (die Ergänzung *gebrauchst du* ist unmöglich); 2125 (*das sehnde Auge* bezieht sich ganz gewiss nicht auf Attinghausen). Für überflüssig und unangebracht halte ich das Zitat aus Heine zu Vers 1755. Die neue Rechtschreibung ist nicht konsequent durchgeführt; so erscheinen Melchtal und Walter immer noch mit h. Druckfehler (ausser den bereits angegebenen) finde ich S. 233, Z. 4 v. o. (lies *wagt*), 263 in den Anm. zu 2021 und 2126 (lies *gebrauchst* und *gesudeltsten*); 272, Mitte (lies *drätouf*). Beigegeben sind ein Bild von Schiller, eine Karte und sechs Landschaftsbilder, von denen das des Mytenstocks fälschlich als Mytenstein bezeichnet ist (entsprechend ist auch Anm. zu V. 39 zu korrigieren).

Vos entwirft auf zwanzig Seiten seiner Einleitung ein sympathisches und den Ansprüchen der Mittelschule, für die seine Ausgabe vorwiegend berechnet ist, genügendes Bild von Schillers Leben. Die Sage wird ziemlich kurz behandelt; schade, dass ein so gründ-

licher Kenner der Volksüberlieferung wie Professor Vos gerade diese Seite so stiefmütterlich abtut. Die Bibliographie umfasst etwas über drei Seiten und ist geschickt ausgewählt. Die eigene Note in den Anmerkungen, ohne die eine neue Klassikerausgabe nicht auf den Markt gebracht werden sollte, ist bei Vos der häufige Hinweis auf Parallelstellen in der englischen Literatur. Die Anmerkungen der mir allein vorliegenden Ausgabe ohne Vokabular enthalten naturgemäss ziemlich viel Übersetzung. Auch hier überzeugt mich die Anm. zu 2124 nicht im mindesten; ebensowenig kann ich mich mit der Auffassung von 2608 befriedigen. Unrichtig ist in der Anm. zu 2753 die Beziehung des „guter Herr“ in V. 2738 auf Gessler statt auf Rudolf den Harras. Auch sonst decken sich meine Auffassungen nicht immer mit den hier gegebenen; doch fehlt der Raum, um darauf näher einzugehen. Unter den deutschen Fragen, die nicht vom Herausgeber selbst ausgearbeitet sind, finden sich eine ganze Anzahl, die zu beanstanden sind; so Seite 275, Frage 12 (sage *Welches* oder *Was* anstatt *Welche*), und besonders viele nach dem Schema von 276,40, das ganz undeutsch ist, z. B. 278,29; 281,71; 285,89; 292,9; richtig dagegen ist 295,63. Nicht einwandfrei ist ferner die häufige Nachstellung unbetonter Pronomina, z. B. 279,11; 290,82; 291,21; 295,46; 299,32. Warum sind übrigens zu Akt III, Szene 2 keine Fragen gegeben? — Elf gut ausgeführte Landschaftsbilder und drei Karten, eine zu Schillers Leben, eine der Zentralschweiz und eine vom Vierwaldstättersee, verleihen dem Bande ein gewinnendes Aussehen.

Herveys Ausgabe von *Kabale und Liebe*, die schon seit Jahren versprochen war, liegt nun endlich vor und kann unbedenklich für alle College- und Universitätsklassen, wo die Lektüre dieses kühnsten Dramas der Weltliteratur zu wagen ist, empfohlen werden. Die umfangreiche Einleitung enthält alles, was zum Verständnis des Stückes, zur Würdigung des jungen Feuerkopfes und zur Kenntnis des geschichtlichen und gesellschaftlichen Hintergrundes notwendig ist. Nur in einem Punkte geht der Herausgeber meines Erachtens zu weit: den literarischen Vorläufern ist zu viel Raum zugewiesen, und der zweite Abschnitt auf S. xcii, — dass Schiller diese Vorläufer nicht bewusst nachgeahmt habe,

— klingt wie ein mageres Zugeständnis. Man wende nicht ein, dass nun einmal alle diese Dinge da waren, als Schiller sein Drama schrieb, — das war auch der Marmor, ehe Michelangelo seinen Moses daraus schuf! Und was soll ebd. die Anmerkung bedeuten, dass Lessings *Emilia Galotti* nicht zu den Sturm- und Drang-Werken gehöre, denen Schillers Stück überlegen sei? etwa soviel, dass die *Emilia*, dieses zwar scharfsinnig angelegte, aber weder glatt durchgeführte noch überhaupt zu lösende dramatische Rechenexempel mit seinem „Wechsel auf das Jenseits“, Schillers machtvolleres soziales Revolutionsstück mit seinem blutvollen Leben übertriffe, in dem eine ganze verrottete Welt dem verdienten Untergang überliefert wird? Die Anmerkungen sind noch etwas umfangreicher als die Einleitung, 115 Seiten mit einem vier Seiten umfassenden dankenswerten Register in fünf Abteilungen. Das Verfahren, den Text Schillers unangetastet zu lassen, ungehörige Ausdrücke jedoch in der Übersetzung salonfähig zu machen, ist entschieden zu billigen und ist geschickt durchgeführt. Wiederholungen kommen wohl in den Anmerkungen vor, fallen aber kaum auf. Die Kommentare zu den einzelnen Szenen, Szenenreihen und Aufzügen, die ebenfalls in den Anmerkungen enthalten sind, dagegen sind grossenteils überflüssig und wiederholen bereits anderwärts Gesagtes. An Einzelheiten bemerke ich in diesem Teile des Buches folgendes: Die phonetischen Angaben zu S. 4, Z. 17, sind unrichtig; der Schwabe spricht b und p, d und t nicht identisch aus, die Medien sind hier stimmlose Lenes. 5, 2 *tope* ist 2. Sing. Imperativ. 5, 7 Ausdrucksweisen wie „die der Herr Major ... geschafft haben“ sind noch keineswegs ausgestorben. 5, 15 ist medizinisch unhaltbar. 17, 13 Nicht die *Emilia*, sondern die ganze Praxis des 18. Jahrhunderts ist Schillers Vorbild, wenn er am Ende einer Szene oder eines Aufzugs sämtliche Schauspieler abtreten lässt. 41, 24 *wurde* ist keine Analogie zu Formen wie *sahe* und *flohe*. 42, 8 Die Herausgabe der Gedichte im zweiten Bande der Säkular-Ausgabe hat nicht Welsenfels, sondern von der Hellen besorgt. 43, 4 *der Ehen* ist gen. pl. 79, 18 Dass die angeführte Stelle die Lady Lügen strafft, ist keineswegs gesagt, trotz Erich Schmidt; Wurm, der vor keiner Unwahrheit zurückschreckt,

kommt es nur darauf an, diesen Glauben in Luise zu erwecken, und das gelingt ihm. 91, 9 *etwas*, das wäre hier auch heute noch besser als *etwas*, was. 107, 3 die Ergänzung von *habend* ergäbe hier keinen Sinn. 124, 7 „auf den Dreibatzenplatz sitzen“ war zu Schillers Zeit und ist heute noch in ganz Süddeutschland grammatisch nicht zu beanstanden. 134, 2 Mördervater bedeutet hier nicht Mörder seines Sohnes, sondern Vater eines Mörders. — Dass der fünfte Auftritt des vierten Aktes die schwächste Szene im ganzen Stücke sei, will mir nicht einleuchten; welchen Eindruck würde es hier machen, wenn Ferdinand als frostiger Behorcher seiner Leidenschaft sich nicht täuschen liesse? Auch dass dieser Auftritt bei der Aufführung in der Regel gestrichen würde, ist mir nicht bekannt. Am allerwenigsten einverstanden bin ich mit dem S. 255 vorgeschlagenen Schlusse des Stückes, dass der Dichter die Schurken, anstatt sie dem Schwerte der Gerechtigkeit zu überantworten, ihren Gewissensbissen hätte überlassen sollen: Gottlob, Schiller verstand das dramatische Handwerk denn doch besser! — Zur historischen Grundlage des Dramas wäre noch nachzutragen, dass man neuerdings das Urbild der Lady Milford in Lady Eliza Craven, der Geliebten und nachherigen Gemahlin des letzten Markgrafen von Ansbach-Bayreuth (1750—1828), sowie in der Favoritin Bonafini entdeckt zu haben glaubt. — Anhangsweise behandelt Hervey noch die Textgestaltung, Übersetzungen und ausländische Bühnenbearbeitungen; unter diesen fehlen eine englische, (*Ravenna, or Italian Love*, 1824), die stark kürzt, die Handlung nach Mailand verlegt und lauter italienische Namen aufweist, sowie eine amerikanische von Theodore Kremer (*The Power behind the Throne*), über die ich mein Urteil kurz zusammenfassen will, indem ich Professor Hervey gratuliere, dass er sie nicht kennt. In der sorgfältigen Bibliographie fehlt wieder die wichtige Schrift von Kirchbach, *Friedrich Schiller, der Realist und Realpolitiker*, die gerade zu Kabale und Liebe sehr Beachtenswertes zu sagen hat. — Die Ausstattung des Buches ist sehr gut. An Buchschmuck enthält es das Jugendbildnis des Dichters von J. F. Weckerlin, die Wiedergabe der Titelseite der ersten Auflage und acht Szenenbilder nach den Rambergischen

Stichen. — Druckfehler finde ich sehr wenige; ein störender steht auf S. 274, wo in der ersten Auflage des Dramas der Verlag als Schwanische Hofbuchhandlung zu geben ist. Herveys Ausgabe ist eine bedeutsame Leistung, und Herausgeber und Verleger sind zu ihrer Vollendung zu beglückwünschen.

Professor Breul erfreut sich als Gelehrter und Herausgeber klassischer Texte eines guten Namens, und sein neuestes Buch kann dies Ansehen nur vermehren. Es ist die weitaus gründlichste aller Ausgaben der Braut von Messina in englischer Sprache. Der editorielle Apparat ist doppelt so umfangreich als der der beiden amerikanischen Vorgängerinnen; dafür ist leider auch der Preis über das Doppelte, und das dürfte der Verbreitung des trefflichen Werkes schlimm im Wege stehen. Die Einleitung behandelt die Geschichte des Stückes, die Quellen, englische Übersetzungen, die Braut von Messina in Musik und bildender Kunst, kritische Erörterung, den Chor, das Verhältnis zur klassischen griechischen Tragödie, die Stellung des Stückes in der deutschen Literatur, das Motiv der feindlichen Brüder in der Weltliteratur, Metrum und Stil (22 Seiten) und bringt zum Schluss eine sorgfältige Inhaltsangabe für die einzelnen Akte und Szenen. Die Anmerkungen enthalten auf 115 Seiten die üblichen Fingerzeige für den Studierenden, verhältnismässig wenig Übersetzung, und viele Hinweise auf verwandte Stellen bei Schiller, Goethe und ihren Zeitgenossen. Besonders dankenswert sind die anhangsweise abgedruckten Auszüge aus Schillers Briefwechsel über das Drama, Parallelstellen aus Aeschylus, Schiller und Goethe sowie die Fabel des Hyginus, und die äusserst sorgfältige, fast vollständige Bibliographie. Den Beschluss macht ein ausführliches Register zu den Anmerkungen, die beiläufig manches enthalten, was schon die Einleitung gebracht hat (vgl., um nur ein Beispiel zu nennen, die Anm. zu Vers 487). Noch leichter hätten sich Wiederholungen vermeiden lassen, wenn die Einleitung in nummerierte Abschnitte eingeteilt worden wäre, was auch die Verweisung in den Anmerkungen kürzer gestaltet hätte. — Zur Würdigung des Versuchs mit dem Chor möchte ich darauf hinweisen, dass am Königlichen Theater zu Dresden der Chor immer als Ganzes spricht, was beweist, dass dies mit Er-

folg gemacht werden kann; ähnliches gilt von den bemerkenswerten Freilichtaufführungen zu Brugg im Kanton Aargau, wo ein Sprechchor von nicht weniger als vierhundert Mitgliedern zur Verwendung kommt und nach übereinstimmendem Urteil ein gewaltiger Effekt erzielt wird, während z. B. das Berliner Königliche Schauspielhaus in der Auflösung des Chors so weit geht, dass auf dem Theaterzettel alle Ritter besondere Namen erhalten, ausser den von Schiller gegebenen. — Folgende Versehen u. dgl. sind mir aufgefallen: Der *Warbeck* sollte nicht in England, sondern in Flandern spielen (S. xlv unten). S. lx, 12 müssen die Erkennungsszenen a und b, d und e jeweils die Plätze tauschen. S. lxxxix Mitte und Anm. zu Vers 324: Schiller sprach nicht stimmloses *ss* wie stimmhaftes *s*, sondern umgekehrt. Anm. 260: Es ist nicht nötig, den Komparativ hier als Klopstockschen Komparativ zu fassen. Anm. 1781 erklärt die Form *am öftesten* für im heutigen Gebrauch unmöglich, wozu kein Grund vorliegt. Einer vorgefassten Meinung zuliebe wird Anm. 2088 das Wort *Flucht* gezwungen erklärt; die richtige Erklärung ist die gewöhnliche Wortbedeutung, die auch ganz deutlich aus dem hier ebenfalls falsch erklärten Vers 2220 hervorgeht. Die zuletzt von Erich Harnack scharf und schlagend verteidigte Annahme eines Inzests in dem Verhältnis von Manuel und Beatrice weist Breul zurück, ohne jedoch bewelskräftige Argumente dagegen vorzubringen; mir will scheinen, dass Manuels Schreckensruf „Entsetzen!“ (1890) nur aus Harnacks Annahme befriedigend zu erklären ist. — Ein leicht zu verbesserndes, aber recht ärgerliches Versehen ist die falsche Form des Zitats S. xxxix Mitte; in Anm. 2404, letzte Zeile, lies *Rudenz* statt *Tell*; S. xxxii, Z. 11 v. u. lies 806 statt 842. An störenden Druckfehlern ist S. 271, Z. 1 (Cassell statt Cassel) zu vermerken. — Zum Literaturverzeichnis habe ich folgende Nachträge zu machen: M. Evers, *Deutsche Sprach- und Stilgeschichte im Abriss*. Berlin 1899. S. 205-214. — Lion Feuchtwanger, *Dramaturgisches zur Braut von Messina*. Über den Wassern II, 21. — Primer, *Schillers Verhältnis zum klassischen Altertum*. Programm Frankfurt a. M. 1905. — E. W. Helmerich, *The History of the Chorus in the German Drama*. New York, Columbia University Press. — Konrad Leisering,

Studien zur Schicksalstragödie. I. Programm Berlin 1912. — Chöre aus Schillers *Braut von Messina*, mit Klavierbegleitung, komponiert von Gustav F. Selle. Opus 20. Falkenberg (Mark) 1909. — Die betreffenden Abschnitte in Fritz Strich, Schiller. *Sein Leben und sein Werk*. Leipzig 1912, und Albert Ludwig, Schiller. *Sein Leben und Schaffen*. Berlin und Wien 1911. Endlich nochmals und zwar in diesem Falle ganz besonders nachdrücklich die Schrift von Kirchbach, wie oben bei der Besprechung von Herveys Buch angegeben. Die Bemerkung über die Werke von Brahm, Minor und Weltrich S. 267 ist nunmehr durch den Tod der drei Verfasser gegenstandslos geworden.

Univ. of Wis.

E. C. Roedder.

„Die Lehrerfahrt durch Deutschlands holde Gauen“ — In Reim und Sang, von Bertha Raab.

Jene denkwürdige Fahrt im Sommer 1912 lebt in allen, die daran teilgenommen haben, heute nur noch als liebes Erinnern an herrliche Tage. Wie gerne möchte man die glorreiche Zeit noch einmal durchkosten! Doch wem wird dieses Glück — ein gemeinsamer Triumphzug durch das alte Vaterland — ein zweites Mal gegönnt sein?

Diesselts und jenseits des Ozeans wurde seitdem recht oft der Wunsch laut, dass jenes epochale Ereignis im Worte festgehalten würde. Man verlangte immer wieder einen zusammenhängenden ausführlichen Bericht über die Lehrerfahrt durch Deutschland. Allein keiner der Herren vom Vorstande des Lehrerbundes, auch keiner der anderen Reisetellnehmer, selbst nicht der rede- und schreibgewandte Reisemarschall wagte sich bis dato an diese Arbeit. „Das gibt ja ein dickes Buch“, sagten sie sich wohl mit Recht, „alle die Reiseeindrücke, die Empfänge und Festlichkeiten von zwanzig Städten zu schildern.“ Wer wollte und konnte diese literarische Arbeit besorgen, und zwar so, dass sie in gedrängter Form eine angenehme Lektüre bilde, auch für solche, die nicht dabei waren?

Schon gab man die Hoffnung auf, dass ein solcher Bericht jemals im Druck erscheine. Da kam just zu Weihnachten 1913 ein Büchlein von 87 Seiten in einfachem mattgelbem Umschlage heraus, das dem langgehegten Wunsche entspricht. Die Verfasserin, Fräulein Bertha Raab von Buffalo, die damalige zweite Schriftführerin des

Lehrerbundes, lässt „in Reim und die deutschamerikanischen Lehrer“ Sang“ die glorreiche Fahrt im Geiste von Ludwig Fulda, das Willkommen wieder aufleben. Es war sicherlich ein Gedicht für den Ehrenabend im Palmengarten zu Frankfurt a. M. von Jacobi; den Gruss zu Ehren Ihrer Majestät der deutschen Kaiserin für den Empfang in Kassel, verfasst von Dr. H. H. Fick; die Begrüssung durch das Münchener Kindl, Verse von Hermann Roth; „De Leipziger Gosenbrieder über de Deutsch-Amerikaner“, verfasst von Hugo Eberwein.

In vielseitigem Versmass „mit Anklängen an den deutschen Dichterswald“, besingt Fr. Raab die ganze Reise von New York an, den unvergleichlichen Triumphzug durch Metropole am Hudson. Als Anhang enthält das Werkchen den „Gruss an

Das Büchlein, das von der bekannten Langenscheidtschen Verlagsfirma zu Berlin-Schöneberg in sehr vornehmem Drucke hergestellt ist, kann zu 25 Cents pro Stück direkt von der Verfasserin oder durch irgend eine Buchhandlung bezogen werden.

Emil Kramer.

II. Eingesandte Bücher.

Erziehung der Schüler zur Selbstwahrung am Reform - Realgymnasium „Musterschule“, Frankfurt a. M. Von Dr. h. c. Max Walter, Direktor der Musterschule. Zweite Auflage. Berlin, Weidemann'sche Buchhandlung, 1913.

United States Bureau of Education. Bulletin 1913, No. 40. The Reorganized School Playground. By Henry S. Curtis. (Revised Edition.) — No. 42. *An Experimental Rural School at Winthrop College, Rock Hill, S. C.* By Mrs. Hetty S. Browne.

Quellenbuch für den Unterricht in der Deutschen Literaturgeschichte, herausgegeben von Dr. Oskar Masing. 3. Band. Zeitalter der Aufklärung und Empfindsamkeit. 1. Abteilung. Von Leibnitz bis Gessner. 2. Abteilung. Von Klopstock bis zum Sturm und Drang. Georg Neumer, Leipzig, 1913. M.3.—

Kurzer Überblick über die deutsche Literatur. 1. Teil. Bis zur zweiten Blütezeit. 5. Auflage. 2. Teil. Bis zur Zeit der Romantik mit besonderer Berücksichtigung der Dichter Goethe und Schiller. 4. Auflage. In leichtverständlicher Sprache zusammengestellt von J. Schilling. Georg Neumer, Leipzig, 1912. M. 2.30.

Gruss aus Deutschland. A Reader for Beginners in High School and College by C. H. Holzwarth, Ph. D., Instructor in German, Smith College. D. C. Heath & Co., Boston. 90 cts.

Aus der Jugendzeit. Sechs Erzählungen. Selected and edited with exercises, notes, and vocabulary by Frederick Betz, A. M., Head of the Department of Modern Languages, East High School, Rochester, N. Y. 40 cts.

Staatsbürgerliche Erziehung. Prinzipienfragen politischer Ethik und politischer Pädagogik. Von Fr. W. Foerster, o. ö. Professor der Pädagogik an der Universität Wien. Zweite, vermehrte und umgearbeitete Auflage. B. G. Teubner, Leipzig, 1914. M. 3.60.

Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Redaktion: Dr. L. Brandl, Dr. R. Fündels, Dr. R. Latzke und Dr. R. Richter. — Hermann Kurz, *Ausgewählte Erzählungen.* I. Band. Die beiden Tubos. — Das Arcanum. — Den Galgen! sagt der Elchele. M. 1.— II. Band: Eine reichstädtische Glockengiesserfamilie. — Wie der Grossvater die Grossmutter nahm. — Sankt Urbans Krug. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. Ernst Müller. 85 Pf. — Ferdinand Kürnberger, *Aufsätze über Fragen der Kunst und des öffentlichen Lebens.* Auswahl. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Adolf Watzke. M. 1.30. Wien, F. Tempsky, und Leipzig, G. Freytag, 1913.

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Unter Mitwirkung von Prof.

- Dr. Gotthold Klee, Studienrat am Königl. Realgymnasium zu Bautzen, Edith M. Burrows, J. Fischer & Bro., New York, 35 cts.
- Prof. Dr. Max Rath, Direktor des Realgymnasiums zu Pankow, Prof. Wilhelm Pfeifer, Oberl. a. Königl. Friedrich Wilhelmsgymn. z. Berlin, Dr. Viktor Steinecke, Direktor des Realgymnasiums zu Essen, Dr. Annola Zehme, Direktor des Joachim Friedrich-Gymnasiums zu Wilmersdorf, herausgegeben von Rudolf Boetticher, Direktor des Königstädtischen Realgymnasiums zu Berlin. Erster Teil. (Für Sexta.) Zweiter Teil. (Für Quinta.) Dritter Teil. (Für Quarta.) Leipzig, G. Freytag, 1913.
- Plays for Young People. No. 3736. Anti-Aunts. Three-act comedy by
- Die Prophetensprüche und -Zitate im religiösen Drama des Deutschen Mittelalter von Dr. phil. Josef Rudwin, Staatsuniversität Ohio. (Sonderabdruck aus Saat und Hoffnung. 50. Jahrg., Heft 3.) Leipzig und Dresden: A. C. Ludwig Ungelenk, 1913.
- Grundzüge der Schriftsprache Luthers. In allgemeinverständlicher Darstellung von Dr. Carl Franke, Professor. Gekrönte Zeitschrift. Zweiter Teil: Wortlehre. Zweite, wesentlich veränderte und vermehrte Auflage. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1914. M. 8.40.

Vorläufige Anzeige.

Zweiter Sommerkursus des Lehrerseminars zu Milwaukee.

6. Juli bis 7. August 1914.

Der ausserordentliche Erfolg des im Sommer 1913 abgehaltenen ersten Sommerkurses hat die Verwaltung des Seminars bewogen, auch in diesem Jahre einen solchen Kursus zu veranstalten.

Lehrer des Deutschen an den Schulen unseres Landes, die einige Wochen in deutscher Atmosphäre nutzbringend verleben möchten; solche die nach Vervollkommnung in ihrer beruflichen Ausbildung, sowohl nach der praktischen als auch der wissenschaftlichen Seite hin, streben, werden hiermit auf diesen zweiten Sommerkursus des Seminars hingewiesen.

Auskunft über alle Einzelheiten des geplanten Kursus enthält der in einigen Tagen zur Ausgabe gelangende Prospekt. Derselbe wird vom Bureau der Anstalt frei aus versandt. Man adressiere:

**THE NATIONAL GERMAN-AMERICAN TEACHERS' SEMINARY,
MILWAUKEE, WIS.**